P. O. germ.
1427 Sn

o. germ. 1427 fn Struensee

Rheinische Novellen

von

Gustav vom See,

Verfasser des „Egon“ 3 Theile, „Rancé“ 3 Theile ꝛc.

Leipzig.

Verlag von Adolph Wienbrack.

1847.

173.13.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

1. Die beiden Bilder. Novelle.
2. Mein Oheim und mein Schwiegervater. Novelle.
3. Eine Stunde in der Passagierstube zu E. Novellette.

Die beiden Bilder.

Eine Novelle.

1.

Die Sonne versank wie eine glühende Feuerkugel in das unendliche Meer der Urwälder. Der Glanz ihrer wagrecht fallenden Strahlen verlieh den dunklen Laubmassen eine goldene Färbung, während starke, scharfgezogene lange Schatten überall da sichtbar wurden, wo das Licht nicht hinzudringen vermochte. Mitten in diesen unabsehbaren Wäldern befand sich eine kleine Strecke angerodeten Landes. Die wenigen mit Maiß und Kartoffeln bestellten Felder trugen überall die deutlichsten Spuren, daß auch sie vor noch sehr kurzer Zeit im tiefen Schatten jener hohen und alten Bäume gelegen hatten, welche rings umher die kleine Ansiedelung nach allen Seiten einschlossen.

An der einen Ecke dieses letzten Ausläufers der menschlichen Thätigkeit, mitten in der großartigsten und ungestörten Natur, stand ein kleines Blockhaus, wie

es die Ansiedler im äußersten Westen Nordamerika's errichten, um sich gegen den Einfluß der Witterung zu schützen.

Es war ein einstöckiges Gebäude aus rohen, wagrecht übereinander gelegten Baumstämmen gezimmert, deren Zwischenräume mit Moos ausgefüllt waren. Das Dach bestand aus Rohr; zwei nur mit Läden verschließbare Oeffnungen bildeten die Fenster, und eine dritte größere, an der Giebelseite angebrachte, die Thüre.

Das Innere wurde durch eine Wand in zwei getrennte Räume gesondert; in dem ersten befand sich ein aus Bruchsteinen errichteter Herd, ein abgesägter Baumstamm, der die Stelle eines Tisches vertrat und eine Bank; der hintere Gelaß diente den Bewohnern zur Schlafstätte. Hier saß auf einem niederen Schemel ein junges Mädchen und blickte regungslos und unverwandt auf die Leiche eines Mannes, welche zu ihren Füßen auf einem Lager von Moos ausgestreckt dalag. Lange, lichtbraune Locken fielen aufgelöst über ihr Gesicht, dasselbe zum Theil verdeckend, bis auf ihren Busen herab, der sich zuweilen in leisen tiefen Athemzügen hob. Sonst war sie so unbeweglich und starr, daß man sie, ohne dieses Zeichen von Leben, ebenfalls für eine Todte hätte halten können. Ihre Hände ruhten gefaltet in ihrem Schooße, und ihr schön geformter Kopf

war auf die Brust herabgesunken, als vermöchte er nicht mehr sich in aufrechter Stellung zu erhalten. So saß sie da, nicht mehr kämpfend mit dem Schmerz, sondern seine vollständige Beute. Es schien, als beneide sie den Todten zu ihren Füßen, und als bestände ihre einzige Hoffnung nur noch darin, bald an seiner Seite eben so stumm und unempfindlich ruhen zu können, wie er selbst. Der letzte Strahl der Sonne fiel durch die kleine Fensteröffnung in das unheimliche Gemach und zauberte eine trügerische Röthe auf die starren, bleichen Züge des Gestorbenen. Das junge Mädchen blieb jedoch unbeweglich; es war schon der zweite Tag, welcher sie in dieser Stellung gefunden und schon einmal hatte die Abendsonne mitleidsvoll das entflohene Leben nachzubilden versucht — sie wußte es jetzt, daß die Augen, welche geschlossen zu ihren Füßen ruhten, sich nimmer wieder dem Lichte öffnen würden. Kein Laut verscheuchte auch nur auf einen Augenblick die grabähnliche Stille. Die Wälder lagen schweigend rings umher, nicht der kleinste Hauch bewegte die Blätter, und die Stimme eines Vogels war nirgend hörbar.

Allmählig begannen die Schatten unter den Bäumen sich zu dichten und die Dämmerung trat ein; nur am westlichen Theil des Himmels lag noch der hochrothe Schein der Abendröthe, während an dem kalt-

blauen östlichen die ersten Sterne kaum sichtbar zu funkeln begannen. Da tauchten die unsicheren Umrisse zweier männlichen Gestalten aus der Nacht der Wälder hervor und traten in die Lichtung

Die beiden Ankömmlinge blieben am Rande der Felder eine Zeit lang unbeweglich stehen und sahen unverwandt nach dem Blockhaus hinüber.

„Dies ist die letzte Ansiedlung nach Westen, von der ich Euch erzählte, William," begann der Aeltere, ein kräftiger Hinterwäldler, „eine Tagereise weiter nach Sonnenuntergang, und wir werden den Pawneedörfern an den Ufern des Elkhore begegnen."

„Können wir die Nacht hier zubringen, Jac?" fragte der Jüngere, „ich sehne mich einmal wieder unter einem Dache zu schlafen."

„So seid Ihr dort unten im Osten," lächelte Jener, „wenn Ihr ein Paar Tage in den Wäldern gelebt habt, ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, dann vermißt Ihr schon Euer weiches Lager und all die vielen nutzlosen Bequemlichkeiten, ohne welche Euer verweichlichter Körper nicht bestehen kann."

„Ich dachte Dir den Beweis des Gegentheils geliefert zu haben, erwiederte etwas empfindlich der Jüngere, „hast Du in den drei Wochen, während welcher Zeit wir die Wälder durchstreifen, eine einzige Aeuße=

rung von mir gehört, die Deine Behauptung rechtfertigen könnte?"

„Nun, so ist dies die erste, entgegnete der Hinterwäldler mit eigensinniger Beharrlichkeit, es genügt oft ein Wort, um die Schwächen eines Menschen zu erkennen, so wie eine Fährte hinreicht, um das Dasein eines Wildes zu bekunden."

„Du bist unverbesserlich, Jac — aber, wer wohnt in diesem einsamen Blockhause?"

„Es ist ein Deutscher, ein fleißiger, braver Mann."

„Und wie kommt er hierher, so weit nach Westen? Der Deutsche liebt es sonst nicht, so entlegen und vereinzelt zu wohnen."

„Der nächste Nachbar dieses Mannes ist von ihm 60 Meilen entfernt; aber es scheint, daß er einen sehr treuen Gefährten hat, nämlich das Unglück."

„So ist es nicht die Neigung zur Einsamkeit, die ihn hierher verschlagen?"

„Ich zweifle daran. Er wohnte erst unten am Missouri, wo es ihm schlecht ergangen sein soll. Mit dem kleinen Rest seines Vermögens — es war kaum mehr so zu nennen, denn es bestand nur aus einigen Geräthen, einer Kuh, zwei Schweinen und geringen Vorräthen, ist er hierher gezogen und lebt nun mitten in den Wäldern."

„Ganz allein?“

„Mit einem Sohne und einer Tochter; schon öfter habe ich bei ihm übernachtet, und so einen Theil seiner Geschichte erfahren.“

„So laß uns hinein gehen, Jac,“ sagte der Jüngere, während der lebhaftere Ton seiner Stimme ein erhöhtes Interesse an dem Ansiedler bekundete, „ich sollte denken, einem solchen Manne müßte ein Besuch stets eine willkommene Erscheinung sein.“

Die beiden Männer schritten auf das Blockhaus zu und erreichten bald die niedrige Thüre desselben.

„Es brennt kein Feuer auf dem Herde,“ murmelte Jac, „auch ist Niemand sichtbar, sollte dem alten Eberhard ein Unglück zugestoßen sein?“

Er schritt mit diesen Worten durch den vorderen Raum und stand bald vor jenem traurigen Bilde, welches wir eben beschrieben haben. Selbst der starke Mann bebte sichtbar zusammen.

Das junge Mädchen blieb auch jetzt unbeweglich sitzen, ohne nach dem Kommenden aufzublicken; es war, als ob der Schall seiner Fußtritte, obgleich in dieser Einsamkeit ein ungewöhnlicher Ton, gar nicht ihr Ohr erreicht habe.

Auch der Fremde verharrte eine Zeit lang in seiner Stellung, als fürchte er sich, eine Schwelle zu über=

schreiten, auf welcher der breite Fußtritt des Unglücks so tiefe und unvertilgbare Spuren zurückgelassen hatte. Ahnungsvoll war der jüngere Jäger seinem Gefährten gefolgt, und auch er blieb stehen, gefesselt von einer Scene, deren einfache, tiefe Melancholie keiner weiteren Erklärung bedurfte.

Es war ein düsteres und doch sehr anziehendes Bild: das junge, schöne Mädchen, regungslos vor der Leiche sitzend, in dem engen, kleinen, roh gezimmerten Gemache, an der Thür die beiden kräftigen Jägergestalten in ihrer anschließenden Kleidung von Hirschleder, eben so unbeweglich; dies Alles beleuchtet von dem letzten Schein des Abendroths, das durch die enge Fensteröffnung fiel, und umgeben von dem weiten, dunkeln Meer der Wälder und ihrer tiefen, lautlosen Stille.

Leise legte der ältere Jäger seine Hand auf die Schulter des Mädchens, sie zuckte zusammen und wandte ihr Gesicht den Ankömmlingen entgegen.

„Wann starb er, Agnes?" fragte er, und seine tiefe Stimme zitterte merklich.

„Vorgestern," hauchte das Mädchen kaum hörbar hervor.

„Und wo ist Rudolph?"

„Todt!" erwiederte das Mädchen in demselben leisen, einförmigen, aber um so ergreifenderen Tone.

„Das wolle Gott verhüten, Agnes!“ rief der ältere Jäger, indem er ihre Hand ergriff, „der Schmerz um den Verlust Eures Vaters hat Eure Vorstellungen verwirrt; sagt, wo ist Euer Bruder Rudolph?“

„Todt!“ — —

„Todt? Es ist nicht möglich? besinnt Euch, Agnes — dann wäret Ihr ja ganz allein. Hier, so weit im Westen, entfernt von allen menschlichen Wohnungen.“

Das junge Mädchen erwiederte nichts auf diese theilnehmende Aeußerung des Fremden, sondern blickte wieder unverwandt, mit stierem, glanzlosem Auge auf die zu ihren Füßen liegende Leiche ihres Vaters.

„Das ist sehr traurig, Jac,“ flüsterte der Jüngere mit unverkennbarer Rührung, „wir müssen helfen, soviel uns dies möglich ist.“

„Menschliche Hülfe reicht hier nicht weit, William; wir können ihren Vater begraben und sie selbst mit zu den Menschen nehmen, wo sie eben so vereinsamt sein wird, wie hier. Es waren ihrer Viele, als sie die Heimath jenseits des großen Wassers verließen, und jetzt ist sie allein übrig geblieben, und allein im fernsten Westen der Staaten!“

„Um so mehr sind wir verpflichtet ihr beizustehen; rede mit ihr Jac, damit der Schmerz einen Ausweg

finde, sei es durch Worte oder durch Thränen, das erleichtert das Herz."

Der Aeltere that, wie ihm geheißen, aber er vermochte nur kurze, unzusammenhängende Aeußerungen den Lippen des Mädchens zu entlocken. Als er ihr sagte, daß sie ihr behülflich sein wollten, ihren Vater zu beerdigen, blickte sie erst fragend und dann unbeschreibbar schmerzvoll zu ihm auf; hierauf erhob sie sich und zündete Feuer an, wodurch eine unsichere Helle in den beiden Abtheilungen des kleinen Hauses verbreitet wurde, dann deutete sie auf eine Ecke, worin mehre Spaten und andere Gartengeräthschaften standen, und führte darauf die beiden Männer hinaus an den Saum der Wälder, wo sie an einem erst vor Kurzem aufgeworfenen Grabe stehen blieb.

„Hier," sprach sie, indem sie auf eine Stelle dicht daneben hinzeigte. Es lag etwas Unheimliches in dem Schmerze des jungen Mädchens; eine Ruhe, wie sie nur dann in dem Menschen entsteht, wenn er den Kampf gegen das Unglück aufgegeben hat und jede Hoffnung von ihm gewichen ist.

„Ist dies das Grab Eures Bruders, Agnes?" fragte der ältere Jäger, „und hier wünscht Ihr, daß Euer Vater ruhe?"

Das Mädchen beantwortete beide Fragen mit einem stummen Winke des Kopfes.

„Geht zurück in das Haus, armes Kind,“ sagte theilnahmvoll der Jüngere, Ihr bedürft der Ruhe, schlaft einige Stunden; wir werden inzwischen Alles besorgen und Euch rufen, wenn es Zeit sein wird.“

„Ich werde nicht schlafen, so lange mein Vater noch auf der Erde sich befindet,“ erwiederte sie; „ich werde meine Pflicht erfüllen bis zu Ende.“

„Kommt,“ sagte der junge Mann wieder, „hier ist kein Aufenthalt für Euch. Laßt mich Euch zurückgeleiten in Eure Wohnung, und seid überzeugt, daß Alles, was in unseren Kräften steht, geschehen wird, um Eure Lage zu ändern.“

Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand und führte sie zu dem kleinen Hause zurück, aus dessen offenstehender Thür der flackernde Schein des Feuers eine schwankende, unsichere Helle über die kleine Lichtung verbreitete und in unheimlichen Reflexen von einzelnen Blättern der großen Schlingpflanzen unter den Bäumen zurückfiel.

Das Mädchen folgte dem jungen Fremden, ohne ein Wort zu erwiedern, oder einen Versuch zu machen, ihre Hand der seinigen zu entziehen. Im Hause nahm

sie ihre alte Stelle wieder ein, und es schien, als habe sie die Anwesenheit der beiden Jäger ganz vergessen.

Diese machten sich emsig an das traurige Geschäft, das ihnen zu vollbringen oblag. Sie gruben zuerst ein Grab, und fällten dann so viele junge Akazien, als sie zu ihrem Zwecke nöthig zu haben glaubten. Die runden, schlanken Stämme wurden darauf nach der Länge und Breite des Grabes zerschnitten und zu einem Kasten von zwei Fuß Höhe zusammengezimmert, den man, als er vollendet war, jedoch ohne den Deckel, in die Tiefe hinabließ. Den so entstandenen Sarg füllte man mit Moos aus, und als auch dieses Geschäft beendet war, schickte man sich an, Denjenigen zu holen, der von nun an für immer in diesem engen Behältnisse ruhen sollte.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und sein klares, sanftes Licht ergoß sich auch über diesen kleinen Theil angerodeten Landes, mitten in dem großen Meere der Urwälder des westlichen Amerika's.

Sorgfältig wurde der Gestorbene von den beiden Männern emporgehoben, in ein Tuch gewickelt und nach dem Grabe getragen. Das junge Mädchen, das Einzige seiner Kinder, welches ihn überlebt hatte, folgte still, allein, gesenkten Hauptes; sowie sie an seiner Leiche zwei Tage und zwei Nächte lang gesessen hatte.

Behutsam legte man den Todten in den duftenden Akaziensarg. Das volle Licht des Mondes fiel in die Grube und beleuchtete die stillen, ruhigen Züge des Mannes, der aus weiter Ferne in diesen Winkel der Erde gezogen war, um hier seine letzte Ruhestätte zu finden.

Die beiden Männer falteten ihre Hände und sprachen stumm ein kurzes Gebet; das junge Mädchen kniete auf dem Erdhaufen und blickte mit dem Ausdrucke namenloser Angst zu dem Todten hinab. Ihre Züge hatten wieder Leben erhalten, der Gedanke, daß sie sich nun für immer auch von den letzten Ueberresten ihres Vaters trennen müsse, hatte sie zu neuem Kampfe mit ihrem Schmerze aufgestachelt.

Nach kurzer Zeit stieg der ältere Jäger in die Gruft hinab, der Jüngere reichte ihm den Deckel, und leise schloß sich der Sarg über dem Todten. In diesem Augenblicke ertönte ein gellender, herzzerreißender Schrei und das junge Mädchen sank bewußtlos nieder auf die frisch aufgeworfene Erde zur Seite des Grabes.

„Es ist so besser, William," sagte der, welcher Jac angeredet worden war, indem beide Männer die Ohnmächtige forttrugen, „es ist besser, daß dieser Schmerz ihr erspart wird."

Der Jüngere antwortete nicht, sondern betrachtete

besorgt und voller Theilnahme die blassen, leblosen Züge des Mädchens. Nach kurzer Zeit schlug sie die Augen wieder auf, und verfiel dann anscheinend in einen tiefen Schlaf. Die Fremden legten sie sanft auf das Lager, der Jüngere deckte sie noch sorgfältig zu, dann begaben sich beide wieder hinaus zur Vollendung ihrer Arbeit. Die rüstigen Arme so kräftiger Männer waren bald damit zu Ende gekommen, und schon nach einer Stunde ragte neben dem einen Grabhügel am Waldsaum ein zweiter, frischerer empor.

Die Nacht war über diesem Geschäfte fast verstrichen und ein kühler, rauher Luftzug begann den bald anbrechenden Morgen zu verkünden.

„Es ist Zeit, William, daß wir auch ein wenig ruhen," sagte Jac, als sie dem kleinen Hause zuschritten, „auch die stärksten Muskeln können nicht immer in Thätigkeit bleiben."

„Ihr habt recht," erwiederte der Angeredete, „und es ist viel, daß Ihr mir ein solches Geständniß macht, aber erst sagt mir, was Ihr für das Beste haltet zur Aenderung der traurigen Lage jenes jungen Mädchens."

„Sie muß mit uns gehen, William, bis wir unter Menschen kommen, dort kann sie leicht einen Dienst erhalten; Ihr wißt, ein Paar tüchtige Arme sind hier im Westen stets zu gebrauchen."

„Es scheint kaum, als ob sie allen Anforderungen in dieser Hinsicht zu entsprechen vermöchte; außerdem hat Euer Plan etwas Hartes, Verletzendes. Bedenkt, daß sie alle die Ihrigen verloren hat, sich hier ganz allein, fern von der Heimath befindet, und nun Dienste suchen soll bei fremden Menschen?"

„Wißt Ihr etwas Besseres, William? Es mag ihr hart ankommen, besonders nach dem, wie sie erzogen ist. Ich hörte ihren Vater, der jetzt in der Erde ruht, einmal sagen: er habe Deutschland verlassen, weil man allerlei Dienste und Abgaben von ihm verlangt, und sei deßhalb, als es ihm schlecht ergangen, auch lieber immer weiter nach Westen gezogen, als daß er seinen Unterhalt im Dienste Anderer erworben."

„Der Mann war es werth ein freier Amerikaner zu sein; aber eben deßhalb darf seiner Tochter das Loos nicht zu Theil werden, das ihr Vater mit Recht so sehr verabscheute.

„So gebt einen besseren Rath. Es wird ja auch nicht lange dauern, denn junge, hübsche Mädchen sind hier eine sehr gesuchte Waare, für die sich bald ein Käufer findet."

„Meint Ihr?" erwiederte der Jüngere nicht ohne einige Verlegenheit. „Es scheint mir am Besten, ich

nehme sie mit zu meiner Mutter, der sie einstweilen Gesellschaft leisten kann."

„Ach so!" lächelte Jac. — „Ihr habt vielleicht selbst Lust der Käufer zu werden, und wollt Euch erst einige Waarenkenntniß verschaffen."

„Das ist jeden Falls ein unzeitiger Scherz im gegenwärtigen Augenblick," entgegnete William. „Laßt uns das Gespräch abbrechen, wir werden Morgen hinlänglich Zeit haben es fortzusetzen."

Die beiden Männer verschwanden bald darauf in der Thüre des Blockhauses, in dessen vorderen Gemache sie auf einem Lager von Moos den lang entbehrten Schlaf aufsuchten.

Wenige Stunden später, als die Sonne kaum über die hohen Baummassen emporzusteigen begann, trat der Jüngere der beiden Jäger wieder aus dem Hause heraus, sich ängstlich umsehend.

„Ich sehe sie nicht, Jac," rief er hinein, kommt, laßt uns nachsuchen."

Auch der Aeltere verließ jetzt das Haus und die sorgfältige Weise, mit der er Auge und Ohr anstrengte, bewies hinlänglich, daß er sich bemühe etwas Verlornes wieder aufzufinden.

„Sie ist auch nicht bei den Gräbern, Jac," rief sein Gefährte, der eilig nach jener Richtung gegangen

war, „sie ist verschwunden, oder habt Ihr ihre Spur entdeckt?"

„Laßt uns nachsehen, William, sie wird jeden Falls Spuren zurückgelassen haben, wenn ihr Tritt auch noch so leicht ist. — Seht, hier ist ihr Füßchen deutlich in dem feuchten Grase abgedrückt, und hier habt Ihr selbst die Spur verwischt, und Eure beiden Wege laufen vereint zusammen weiter. An den Gräbern ist sie gewesen — Ihr habt hier schon sehr viel herumgetreten — nun, hier geht die Spur weiter, grade in die Wälder, es ist ein wenig betretener Fußweg."

„So kommt, laßt uns nacheilen!"

„Wie Ihr so hastig seid. Das Mädchen wird ihre Kuh aufsuchen; ehe wir ihr nachgehen, könnten wir versuchen sie zu rufen."

Beide Männer ließen oft und lang ihre Stimme ertönen, aber kein Ruf wurde anders beantwortet, als durch das Echo der Wälder.

„Nun wird es Zeit sein sie zu suchen, William; kommt! sollten wir nöthig haben uns zu trennen, so treffen wir heute Abend hier wieder zusammen."

Unmittelbar darauf verschwanden Beide in den dunkeln Schatten des Waldes, und die kleine Ansiedlung lag still und verlassen; nichts Lebendiges war darauf sichtbar. Die Sonne senkte sich zum Untergange, ohne

daß dieser Zustand sich in irgend einer Weise geändert hätte. Fast um dieselbe Zeit, wie am gestrigen Abend, trat der Aeltere der beiden Jäger wieder aus dem Dickicht hervor, blickte sich scharf um, ging in das Blockhaus und setzte sich dann vor die Thür auf einen Baumstamm, wo er seine einfache Abendmahlzeit hielt. Eine Stunde später erschien auch der Jüngere.

„Nun? habt Ihr sie gefunden?“ fragte er, als er sich von der Gegenwart seines Gefährten überzeugt hatte.

„Nein, William, sie mußte doch den Bach hinauf gegangen sein, ich habe ihn wohl eine Stunde weit verfolgt, aber nirgendwo eine Spur gefunden, die aus demselben geführt hätte. Und Ihr?“

„Mir ist es eben so gegangen, und das Schicksal des armen Mädchens beunruhigt mich sehr.“

„Wir wollen den Tag hier erwarten, vielleicht kehrt sie zurück; ist das nicht der Fall, können wir unsere Nachforschungen Morgen fortsetzen.“

William erklärte sich hiermit einverstanden, und so übernachteten die beiden Jäger zum zweiten Male in dem einsamen Blockhause.

Als die Sonne fast im Mittag stand, verließen sie es erst; weil sie immer vergeblich gehofft hatten, die Entflohene werde zurückkehren. Dies geschah jedoch nicht. Die kleine Lichtung in den Urwäldern des fernen Westens, das

mühsame Werk menschlichen Fleißes, blieb einsam und verlassen. Der Wintersturm zerstörte das Blockhaus und die üppige Natur überdeckte, gleichsam aus Neid, daß man sie hier in ihrem Wirken gestört hatte, mit den frischen Kräften des Frühlings die Gräber und Felder und vertilgte so wieder die Spuren der Menschen.

2.

Wir verlassen die weiten, unendlichen Waldungen des westlichen Amerika's, in deren Schooß noch Raum ist für viele Millionen, die aber für jetzt dem an Geselligkeit gewöhnten Menschen nur einen unwirthbaren Aufenthalt gewähren, und versetzen uns an die Ufer des schönsten der Flüsse Europa's, des königlichen Rhein's. Hier ist die Natur willfähriger, zuvorkommender, nicht so rauh und unbändig, aber auch nicht so jungfräulich wie dort, vielmehr schon lange gewöhnt an den Umgang der Menschen, und dadurch, wie Alles, was mit den Herren der Schöpfung in nahe Berührung kommt, entartet. Man merkt ihr dies jedoch nicht an; sie hat sich bräutlich geschmückt und sieht auch wirklich aus wie eine Braut, obgleich in ihrem grünen

Kranze verfallne Burgen als Edelsteine glänzen und der helle, wehende Schleier des Rheines von den Rauchwolken der Dämpfer gesäumt wird.

Der Frühling zog längs den Ufern und hielt dort sein königliches Hoflager; alle Bäume waren von Blüthenschnee bedeckt und die Rebenhügel prangten im ersten jungfräulichen Grün. Es ist schön zu dieser Zeit am Rhein, wenn der Waldmeister blüht und der jugendliche Bachus mit den zarten Dryaden koset!

Unterhalb Coblenz liegt auf dem rechten Ufer ein Landgut an einem Bergabhange, von Reben- und Fruchtfeldern umgeben; es ist einer der reizendsten Punkte der ganzen Gegend. Die eine halbe Stunde entfernte Stadt, auf dem Delta zwischen Rhein und Mosel, scheint aus der breiten Wasserfläche emporzutauchen; auf der einen Seite schließt der Ehrenbreitstein das Bild, welches sich weit bis in die ferne Eifel ausdehnt und auf der anderen Seite erst mit den hinter Neuwied ansteigenden Höhen abgrenzt. Alles, was in diesem reichen wundervollen Halbkreise liegt: der Rhein aus den hohen Bergen oberhalb Coblenz hervorbrechend und erst in dem Felsenthor von Andernach verschwindend; die Mosel, im weiten Bogen zögernd sich ihm nahend, um nun ihm für immer anzugehören; die reichen Fluren mit unzähligen Dörfern geschmückt, welche aus den Wäldern der

Obstbäume lächelnd hervorschauen; die wildgethürmten Berge des Laacher-Sees, in deren Inneren es früher geglüt und getobt hat, wie in mancher Menschenbrust, die aber jetzt kalt und ausgebrannt sind, wie viele von diesen; und endlich der blaue ferne Ring der Eifel — das Alles erfaßt der trunkne Blick auf einmal von jenem Hügel aus, auf welchem das Gut „Fernheim" liegt.

Das Gut gehörte zur Zeit unserer Erzählung im Jahre 1842 einem Manne Namens Dalberg. Er hatte es von seinem Vater ererbt, von dem es in den Kriegsjahren in einem ziemlich verwilderten Zustande aber wohlfeil angekauft worden war, der aber, so wie Dalberg selbst, Vieles daran verwendet hatte. Da dies mit Umsicht und Ueberlegung begonnen, mit Thätigkeit und Geschmack ausgeführt worden, so war Fernheim, abgesehen von seiner reizenden Lage, jetzt auch in landwirthschaftlicher Beziehung, eine Zierde der ganzen Gegend. Dalberg stand in dem kräftigen Alter von vierzig Jahren, er hatte eine tüchtige Schul- und Universitätsbildung genossen, war dann einige Jahre gereist, hatte fast ganz Europa durchstreift, Amerika besucht, und sich vor etwa zehn Jahren, nach dem Tode seines Vaters verheirathet. Er war ein Mann von tüchtigen Gesinnungen, und für das Wohl seiner Mitmenschen

leicht begeistert, welches Alles er nicht nur durch Worte, sondern auch durch Handlungen zu bethätigen sich bemühte; er besaß ein freies, offnes Wesen und sprach unverholen seine Meinung, auch über das, was er für Unrecht hielt, aus. So lebte er, unabhängig in jeder Beziehung, von den Meisten geachtet, von Vielen geliebt, und nur von Wenigen angefeindet und beneidet. Ueberall giebt es ja solches Gewürme, das den Schmutz lebendig macht und aus diesem seine Nahrung erhält.

Die Gebäulichkeiten in Fernheim waren räumlich und schön. Gegen den Rhein zu befand sich eine geräumige Halle, welche mit Geschmack eingerichtet, ihrer besonders reizenden Lage wegen, zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie diente. Man trat aus derselben durch eine Glasthüre in den Garten, der hier eine freie mit Sitzen versehene Terrasse bildete, an welche sich mehre andere tiefer gelegene, von Weingeländen beschattete anschlossen.

In jener Halle saß am Abend eines schönen Maitages eine fröhliche Gesellschaft von Männern und Frauen. Die weiten Flügelthüren waren geöffnet und die balsamische Luft zog zugleich hinein mit den Strahlen der scheidenden Sonne, welche als eine glänzende Kugel hinter die scharf gezeichneten Berge des Laacher-Sees versank.

Nach rheinischer Sitte prangte auf dem schneeigen Linnen des großen runden Tisches nicht der summende, melancholische Theekessel; sondern eine mächtige Kristallschaale gefüllt mit funkelndem Weine und würzig duftenden Waldmeister. Man nennt dieses wundervolle Getränk, zu welchem die brennende Glut der Sonne und der kühle, feuchte Schatten des Waldes ihre werthvollsten köstlichsten Gaben schenken, im gewöhnlichen Leben „Maitrank," und er allein ist es auch nur werth, in jenem sehnenden, phantasiereichen, liebedurstigen Monat getrunken zu werden.

Einzelne langgehaltene Accorde des Claviers begleiteten den Gesang einer schönen weiblichen Stimme. Die Sängerin hatte eben geendet und wandte den zierlich geformten von nachtschwarzen Locken umspielten Kopf mit einem etwas zweifelhaften Lächeln nach einem hinter ihr stehenden jungen Manne um.

„Nun?" fragte sie, indem ihre zierlichen Finger noch immer leise Accorde dem Instrumente entlockten: „nun? auch diese nicht?"

„Ich verstehe zu wenig von Musik, gnädige Frau," erwiederte der Gefragte, indem er kaum merklich den Kopf neigte, „aber wenn ich sagen sollte, daß sie mir gefiele, so müßte ich die Unwahrheit sprechen."

„Mir gefällt sie auch nicht; noch weniger als die

drei ersten. Versuchen wir eine andere, eine erhält doch vielleicht Ihren Beifall," sagte die schöne Sängerin mit einem Lächeln, das eben so schelmisch als spöttisch sein konnte, indem sie plötzlich einen gewaltigen c dur-Accord anschlug.

„Aber meine gnädige Frau," unterbrach sie der junge Mann, „es kann wahrlich nicht darauf ankommen, ob eine dieser Melodien mir gefällt, da ich weder ein Deutscher, noch ein Musikkenner bin."

Die Sängerin blickte ihn fragend an, ohne den eben angeschlagenen Septimen-Accord zu beenden, als erwarte sie von ihm auch hiebei die Auflösung.

„Er hat ganz recht," redete Dalberg dazwischen, was kann er für ein Interesse an der deutschen Nationalhymne haben, zu welcher unsere Musiker das schöne Becker'sche Lied durchaus machen wollen, wozu es aber gar nicht paßt und was es auch niemals werden wird."

„Nicht?" erwiederte die Sängerin, „wissen Sie das so gewiß? warum sollen wir nicht eben so gut eine Nationalhymne haben, wie die Franzosen und die Engländer; der Deutsche ist viel empfänglicher für Musik, als alle übrigen Völker."

„Das mag sein, aber solche Lieder werden nicht am Clavier mit Hülfe des Generalbasses erfunden, sie

schafft allein eine große Zeit, eine allgemeine Begeisterung, und diese ist in der jetzigen wahrlich nicht vorhanden."

„So sprechen Sie, Herr Dalberg?" entgegnete die junge Frau, indem sie aufstand und lächelnd in gemessenem Schritt auf den Angeredeten zuschritt. „Sollen sie ihn haben, den freien deutschen Rhein? wünschen Sie vielleicht die Tricolore drüben wehen zu sehen? Nun, nun, sehen Sie mich nur nicht so zornig an — ich marschiere ja mit, ich habe es Ihnen schon erklärt, wenn der kleine Papier-Napoleon in Paris zu starkes Gelüst nach dem Paradiese da vor uns bekommen sollte."

Sie hatte während dieser Rede eine Art kriegerischer Stellung angenommen; einer ihrer kleinen Füße streifte vorgesetzt, mehr wie sonst aus der langen faltigen Hülle des Kleides hervor, und der rechte volle Arm war nach Feldherrn Weise grade ausgestreckt; dabei blickte sie Dalberg mit komischem Ernst fest in die Augen, zugleich flog jedoch ein schneller Blick zu dem jungen Manne hinüber, als ob sie sich vergewissern wolle, daß sie in diesem Augenblicke von ihm bemerkt werde.

„Sie stellen wirklich ein reizendes Bild der Bellona dar," sagte Dalberg lächelnd, „und ich sehe, wie gefährlich es sein muß, sich mit Ihnen in einen Kampf

einzulassen; sind Sie nicht auch meiner Meinung, lieber Southey?"

„Ja, entscheiden Sie," schaltete die junge Dame rasch ein, „entscheiden Sie, ob dieser Mann da ein Recht hat, mich mit einer so fürchterlichen Gottheit zu vergleichen?"

Während dieser wenigen Worte hatte sie unmerklich und fast ohne daß es sichtbar geworden wäre, ihre Stellung und den Ausdruck ihres Gesichtes gänzlich verändert, wozu ihre leicht beweglichen Züge und der schlanke, wellenförmige Wuchs ihres Körpers ihr die Mittel boten. Noch immer war der eine Fuß vorgeschoben, aber sie ruhte zurückgelehnt auf dem anderen; der ausgestreckte Arm hatte sich etwas gesenkt und gebogen, und die kleine zarte Hand, welche vorher fest und mit der äußeren Fläche nach oben in der Luft ruhte, zeigte sich jetzt nur halb geöffnet, als ob sie einen empfangenen Gruß erwiedern wollte.

„Nein, er hat unrecht," erwiederte der junge Mann mit einem langen Blicke, vor dem sich ihre dunkelbeschatteten Wimpern senkten, „wenigstens jetzt hat er unrecht, Sie gleichen einer viel schöneren Göttin, nicht der Bellona, sondern —"

„Ach! ich dachte Sie wären anders wie die Männer in Deutschland," unterbrach ihn rasch die junge

Frau, indem sie zu dem Tische eilte, „doch ich sehe, die Männer sind sich überall gleich, in Amerika, wie bei uns.“

„Da haben Sie's, Southey,“ sagte Dalberg — „aber kommen Sie, der Maitrank ist fertig, ich bin neugierig, wie er Ihnen munden wird.“

„Sie haben mir soviel davon in Amerika erzählt, daß ich, da ich Ihren guten Geschmack kenne, nicht im Mindesten an seiner Trefflichkeit zweifle.“

„Also „Auf den freien deutschen Rhein“ und daß bald eine Melodie dazu gefunden werde!“ rief Dalberg, als die Gläser gefüllt waren.

„Pfui, wie abscheulich, ich trinke nicht,“ sprach die junge Frau in das allgemeine Geräusch des Anstoßens, zog ihr Glas auch von dem Dalberg's zurück, beharrte jedoch nicht auf ihrer Weigerung, als Southey mit einem besonderen Ernste, der zum Theil der ihm fremden Sitte galt, sein Glas dem ihrigen näherte.

Die Gesellschaft bestand außer den drei gedachten Personen noch aus einem katholischen Geistlichen, dem Pfarrer des nahegelegenen Ortes, einem Arzte, der eben daselbst wohnte und aus der Frau Dalberg's.

„Nun,“ fragte Dalberg, wie mundet Ihnen unser rheinisches Getränk?“

„Sie wissen, ich liebe keine geistigen Getränke, aber

wenn es denn doch einmal sein soll, müssen sie auch wirklich Geist enthalten. Dieser Maitrank kommt mir vor, wie ein junger, unwissender Stutzer, der ein hübsches Gesicht hat, sich gut zu kleiden und zu schwatzen versteht, dessen Umgang für die Dauer aber nicht angenehm sein kann."

„Wir trinken denselben auch nur im Monat Mai," bemerkte mit Ernst der Geistliche.

„O! auch schon im April, und auch noch zuweilen im Juni," setzte spöttisch lächelnd die Sängerin hinzu.

„Es wundert mich nun nicht mehr, daß die Frauen hier am Rheine ebenfalls den Maitrank lieben," sagte lächelnd der Amerikaner.

„Sie sagen uns große Artigkeiten."

„Ich wüßte nicht —"

„Nun, nachdem Sie eben unser Lieblingsgetränk mit einem Gecken verglichen, finden Sie es natürlich, daß die rheinischen Frauen seinen Umgang lieben."

„Sie müssen entschuldigen, gnädige Frau," sprach Southey nicht ohne Verlegenheit, während Dalberg sich an dieser kleinen Niederlage seines Freundes weidete, „es war wirklich so nicht gemeint — Sie wissen recht gut, was ich sagen wollte und legen meinen Worten absichtlich einen boshaften Sinn unter," setzte er lachend hinzu.

„Immer besser. — Helfen Sie mir doch, liebe Freundin," wendete sich die Angeredete an Dalberg's Frau, sehen Sie nicht, wie abscheulich man mit uns umgeht?"

„O! Sie werden schon allein fertig werden, es wäre das erste Mal, daß Sie einer solchen Hülfe bedürften."

Die junge Frau schien diese etwas unzarte Bemerkung der Wirthin zu überhören, wollte vielmehr eben das Gespräch mit Southey fortsetzen, als Dalberg zu einem Spaziergange durch den Garten einlud.

Draußen war die Sonne untergegangen und die zauberische Gegend lag im verglühenden Rothe des Abends. Zwei Dampfschiffe, eins auf der Thal-, ein anderes auf der Bergfahrt, durchzogen den glatten Silberstreif des Rheins und schossen, sich begegnend, schnell aneinander vorüber.

„Ein Paar schöne Schiffe," bemerkte Dalberg, „namentlich das Strom ab fahrende, es ist die Victoria, das schnellste Schiff des Rheines."

Southey lächelte spöttisch.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen; in Amerika fährt man schneller, aber man achtet auch kein Menschenleben. Was liegt am Ende daran, ein Stunde an Zeit zu gewinnen, wenn man immer in Furcht sein muß, Gut und Leben zu verlieren."

„Das ist so Eure Art zu denken, Eure deutsche Art; man nennt das bei uns Wagen, lieber Dalberg; ohne Wagen giebt es selten einen Gewinn. Die Zeit ist das Edelste von Allem; eine Stunde ist oft eine Million werth; ich kann sie erringen, wenn ich wagen will — Ihr aber habt eure Einrichtungen alle so sicher getroffen, daß so etwas unmöglich ist und allerdings auch höchst selten ein Dampfkessel springen wird.“

„Dennoch halte ich es mit unserer Art, lieber Southey, mit unserer deutschen Träumerei, wie Du es nennst, wenn auch nicht in der großartigen Weise, wie man uns höheren Orts gern gewöhnen möchte. Ihr Amerikaner berechnet Alles nach dem Gelde, der Mensch ist Euch eine Zahl, seinen Werth bestimmt nur die Menge seiner Dollars, er selbst, der innere Mensch, ist nichts. Hat er kein Vermögen, hat er auch kein Ansehen, fast keine Ehre möchte ich sagen.“

„Das letzte ist gradezu falsch, Dalberg, das übrige nur zum Theil wahr. Wir haben unsere Mängel und rechnen etwas scharf, aber wir haben dafür ein Vaterland auf das wir stolz sind; wir bilden eine Nation die jeder von uns so hoch hält, wie die goldenen Sterne unserer Flagge. Wehe Jedem, der es wagt sie anzurühren.“

„Wie das aufbraust,“ schaltete die junge Frau begütigend ein; „Sie sind übrigens geschlagen, Herr

Dalberg, der amerikanische Charakter mag seine Mängel haben, aber er steht als Nationalcharakter höher wie der deutsche."

„Das würde eine Amerikanerin niemals eingestehen," erwiederte Southey sich dabei verbindlich gegen die Dame verneigend.

„Sie müssen mich als Deutsche mit meinen Fehlern annehmen; Sie wissen es ist unser größter, daß wir fremdes Verdienst über die Gebühr schätzen."

Noch eine längere Zeit fuhr man in dieser Weise fort, die gegenseitigen Nationalinteressen auf eine harmlose Weise zu verfechten, wobei Amerika, obgleich es nur einen Vertreter hatte, doch gegen unser gutes zerstückeltes, meerverschlossenes Vaterland im Vortheil blieb. Bald kehrte man in die Halle zurück, um der kaum angeregten Bowle näher auf den Grund zu gehen. Der Doctor und der ehrwürdige Geistliche, denen die Gegend längst bekannt war, und die sie bei jeder irgend denkbaren Beleuchtung gesehen haben mochten, hatten schon längst durch kleine eingeschaltete Aeußerungen, als: „es fängt an etwas kühl zu werden, sobald die Sonne unter ist, entsteht immer ein kalter Zug" u. s. w. diesen erwünschten Augenblick herbeizuführen gesucht. Im Zimmer schaarte man sich um den Tisch, scherzte und lachte,

wie es am Rhein und überhaupt unter fröhlichen Menschen üblich ist.

In der Halle hingen eine Menge mit Geschmack gewählte sonst nicht sehr werthvolle Kupferstiche und Steindrücke. Southey hatte sie der Reihe nach betrachtet, und stand bereits eine längere Zeit vor zwei Bildern, die übereinander aufgehängt waren. Das eine war das bekannte Bild von Becker: „Die vom Gewitter überraschten Landleute.“ Man sieht vorn in einem noch von der Sonne grell erleuchteten Kornfelde Schnitter, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, in höchster Aufregung und Angst nach dem fernen Heimathdorf blicken, über dem bis in das Zenith des Horizonts ein schweres, schwarzes Gewitter hängt, und von dem eben ein Strahl in das friedliche Dorf gefahren ist und gezündet hat. Noch liegt der Schrecken des fürchterlichen Donners auf allen Gesichtern, man glaubt den Donner selbst zu hören, so schön und wahr sind seine Wirkungen hier in den Zügen der Landleute wiedergegeben.

Das andere Bild trug die Unterschrift: „Auswanderer am Meeresufer.“ Es ist von Richter gemalt, weniger bekannt als das eben beschriebene, aber gewiß mindestens eben so schön. Ein Zug deutscher Auswanderer erblickt zum ersten Male das weite, bewegte,

grau daliegende Meer, hinter welchem sie die neue Heimath aufsuchen wollen. Ein kräftiger, muthvoll aussehender Mann führt einen Esel, auf dem seine Frau mit einem Säugling auf dem Arme sitzt. Er zeigt ihr das nie gesehene Meer und die ausgestreckte Hand deutet die Festigkeit seiner Seele an. Sie aber blickt sorgenvoll und mit trübem Blick auf die weite öde Wasserfläche und bange Ahnungen durchziehen ihr Herz. Ihnen zur Seite folgen die Kinder; zuerst ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, der Ausdruck des Gesichts ist kindliche Verwunderung; ein anderes, einige Jahre älter, bereits zur Jungfrau erblüht, trägt einen Theil der mitgenommenen Habe auf dem Kopfe, ihr Blick ist nicht auf das Meer gerichtet, sondern nur einer ihrer Arme dahin ausgestreckt, mit dem sie noch Nachkommenden den niegesehenen Anblick andeutet. Sie ist eine liebliche, schlanke Mädchengestalt, mit kurzem Röckchen und von goldblonden Locken umwallt. Ein kleiner Knabe hat den Hund, den er am Strick geführt, vor Erstaunen losgelassen und läuft eilig, obgleich mit einem Korbe beladen, um dem großen Wasser schnell so nahe als möglich zu kommen. Hinter den beiden Eltern erblickt man noch den Großvater, der seine kleine Tonpfeife aus dem Munde genommen. Ein junger Mann mit seiner eben so jungen Frau, die sich

ängstlich an ihn schmiegt, vor ihnen ein kleines dreijähriges Mädchen scheinen ebenfalls zur Familie zu gehören; nicht aber die übrigen Personen, die aus dem Hintergrunde über den Dünensand heraufkommen. Am Ufer des Meeres stehen bei zwei Kähnen einige Fischer in der ihnen eignen Tracht, welche von der unserer Landleute, welche der Maler dem Schwarzwalde entnommen zu haben scheint, gewaltig absticht. Das Bild ist mit großer Wahrheit aufgefaßt und bringt deßhalb einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck bei Jedem hervor, der es sieht und Phantasie genug besitzt, sich in die Empfindungen der dargestellten Personen zu versetzen.

„Gefallen Ihnen die Bilder, Southey?" fragte Dalberg, daß Sie dieselben so lange und aufmerksam betrachten?"

„Es ist Wahrheit darin, viel Wahrheit — auch scheinen sie in einem gewissen Zusammenhange zu stehen, wenigstens könnte man leicht eine Geschichte daraus machen."

„Eine Geschichte? Wie kommen Sie darauf, Southey? Mir sind sie eine Geschichte und zwar eine sehr traurige," erwiederte Dalberg mit einem wehmüthigen Ernste.

„So mögen sie sein," fuhr Southey ohne diese Bemerkung zu beachten fort, „so mögen sie sein, froh

und voller Hoffnungen, wenn sie die Reise antreten nach unserem Vaterlande, das nun auch das ihrige werden soll; aber wie anders schon sehen sie aus, wenn das Meer zwischen ihnen und Deutschland liegt und sie zuerst den Boden Amerika's betreten — wie anders wieder nach wenigen Wochen, in welchen sie sich nutzlos in den großen Städten herumgetrieben und häufig den Rest ihres kleinen Vermögens verzehrt haben!"

„Oder darum betrogen sind," schaltete Dalberg ein.

„Wir haben sie ja zusammen gesehen, lieber Dalberg," redete jener weiter, „tausende Deiner unglücklichen Landsleute, welche kaum auf die elendeste Weise ihr Leben zu fristen vermochten, und keine Mittel mehr besaßen, um den Westen, das eigentliche und ursprüngliche Ziel ihrer Wanderung zu erreichen."

„Wohl haben wir sie gemeinschaftlich gesehen," entgegnete Dalberg, „mein Herz blutet mir immer, gedenke ich jenes Anblicks; aber es scheint einmal die Bestimmung zu sein, daß Amerika hauptsächlich von Deutschland bevölkert werde, und es wird geschehen, ungeachtet Ihr die neuen Ankömmlinge auf die unwürdigste und für ein großes Volk schmähliche Weise zu Grunde zu richten strebt, und kein deutscher Staat mehr thut, als seinen Bürgern, die ihn verlassen, die Erlaubniß zum Auswandern zu ertheilen."

„Du weißt es, Dalberg, wer sich in Amerika nicht selbst hilft, dem ist dort schwer zu helfen. Wir verlangen selbstständige Männer, die schaffen und arbeiten! Es ist Raum genug vorhanden, Mittel und Wege überall zu einem unabhängigen, sorgenfreien Bestehen, aber die Deutschen sind gewohnt in vielen Dingen Andere für sich handeln zu lassen — und das ist in Amerika unausführbar."

„Es mag sein, daß wir unsere deutschen Gewohnheiten so leicht nicht verlieren, auch gehen wohl Viele fort, ohne irgend eine Vorbereitung, ohne jegliche Kenntniß Eurer Sitten und Gewohnheiten, aber das Alles rechtfertigt nicht, daß man dort wie die Harpyien über die unerfahrnen Ankömmlinge herfalle und nicht eher von ihnen ablasse, bis der letzte Blutstropfen ausgesogen ist."

„Es giebt überall schlechte Menschen, Dalberg, in Amerika nicht mehr, sondern gewiß weniger, als in dem civilisirten Europa. — Aber sagten Sie nicht, jene beiden Bilder seien eine Geschichte für Sie? Erzählen Sie, ich will dabei die Darstellungen der Künstler betrachten und die Figuren lebendig werden lassen."

„Ein ander Mal, Southey — Morgen, heute nicht — denn Sie würden nichts lebendig machen, als die

Trauer und den Schmerz, um Menschen, die wir Alle gekannt und geliebt haben."

„Können Sie ihr Andenken würdiger ehren, als wenn Sie einem theilnehmenden Freunde ihre Schicksale mittheilen?"

„Wenn Sie darauf bestehen — so mag es sein. Hole den Becher, Mathilde! Vorher wollen wir ihn füllen und zur Erinnerung an Denjenigen daraus trinken, der ihn mir beim Abschiede als letzte Liebesgabe zurückgelassen."

Die Frau Dalberg's, an welche die Worte ihres Mannes gerichtet waren, brachte mit einem feierlichen Ernste ein hohes Kelchglas von einfacher Arbeit. Dalberg füllte es mit duftendem Maitrank und reichte es, ohne die Rührung, welche ihn sichtlich ergriffen hatte, verbergen zu wollen seinem Freunde.

„Trinken Sie, lieber Southey, und lassen Sie den Pokal herumgehen; so wie heute, hat dieser Becher in vergangenen fröhlichen Tagen in Gesellschaft derer, welche niemals mehr mit uns vereint sein werden, oft unsere harmlosen Feste gesehen."

Southey nahm das ihm mit einer gewissen Feierlichkeit gereichte Glas und betrachtete es mit aufmerksamer Theilnahme.

„Lassen Sie mich erst die Inschrift lesen," sagte er:

„„Nie Mangel von Gefühl
Und nie Gefühl von Mangel.““

„Das erste ist stets eine Wahrheit bei ihm geblieben — das letzte dagegen ihm im vollsten Maaße zu Theil geworden,“ bemerkte Dalberg, nachdem Southey jenen einfachen Wunsch gelesen hatte. Der Becher machte die Runde in der Gesellschaft; als er zu Dalberg zurückgekommen und dieser den Rest seines Inhaltes geleert hatte, begann er seine Erzählung.

3.

„Unfern von hier — wir können Morgen den Weg in einer Stunde zurücklegen, liegt, schon auf dem Rücken des Rheingebirges, das Dorf Wertheim. Dort lebte noch vor drei Jahren mein Freund Winter. Er war Eigenthümer eines mittelmäßigen Bauerngutes, von dessen Ertrage er mit seiner Familie auskömmlich leben konnte. Seine rastlose Thätigkeit, sein biedrer Sinn und offner Charakter hatten ihm die Liebe und die Achtung Aller, die ihn kannten, zugezogen. Seit Jahren bekleidete er das Amt eines Ortsschöffen, und es begab sich wohl weniges in der Gemeinde, wobei er nicht mit

Rath oder Hülfe gewirkt hätte. Wollen Sie sich den Mann vorstellen, Southey, so betrachten Sie jenes Bild; die Aehnlichkeit mit Jenem, welcher den Seinen zuerst das große nie gesehene Meer zeigt, hat mich vorzugsweise bestimmt das Bild zu kaufen, von dem ich mich nie mehr zu trennen gedenke."

„Er hatte zwar nur eine tüchtige Elementarbildung genossen, aber sein heller Verstand und die Rührigkeit seines Geistes ersetzten bald das ihm Fehlende. Dabei war ihm jedoch jede Erhebung über seinen Stand zuwider, und er sprach oft absichtlich über Dinge, welche er vollständig zu beurtheilen verstand, nicht mit, nur weil dieselben nicht zu seinem eigentlichen Wirkungskreise gehörten. „„Ich will ein tüchtiger Bauer sein,"" äußerte er häufig, „„und zugleich ein tüchtiger Schöffe, nichts weiter, aber dies auch vollständig, und das ist keineswegs so leicht, als es Manchem scheinen möchte."" Nach und nach bemächtigte sich seiner Seele eine Unzufriedenheit, gegen die er zwar Anfangs kämpfte, ihr aber dennoch immer mehr nachhing. Vorzugsweise waren es die vielen Lasten, welche hier noch zum Theil auf dem Grund und Boden ruhen, die ihm besonders deßhalb noch unerträglicher wurden, weil sie drüben auf dem linken Rheinufer nicht vorhanden sind."

„Es werden hier nämlich neben den beträchtlichen

Staats= und Gemeindesteuern theilweise noch Zehnten und sogenannte Drittelsabgaben an die Pfarreien und sonstige Berechtigte bezahlt, die zwar ablösbar sind, aber der Höhe der Ablösungssumme wegen nicht leicht vertilgt werden können. Er nannte dies mit Recht eine Besteuerung seines Fleißes, sah sich dadurch in seiner Thätigkeit gelähmt, weil jede mühsam geschaffene Verbesserung oft mehr dem Berechtigten als ihm, der sie hervorgerufen, zu Gute kam."

„Wir sprachen oft darüber, und daß er sein Gut mit dieser Last, also auch um einen geringeren Werth erworben habe — aber was sich auch anführen ließ — ohnedies nicht viel — machte keinen Eindruck mehr auf ihn."

„Um diese Zeit kamen die ersten Nachrichten von dem Ergehen mehrer vor einem Jahre nach Amerika ausgewanderten Familien der Nachbarschaft hier an. Sie lauteten wie immer — günstig, verlockend. — Wer verdorben oder gestorben ist, der schreibt nicht, und die Uebrigen haben den lebhaften Wunsch Mehre aus dem Vaterlande hinüber zu ziehen."

„Winter fing nun auch an von Amerika zu sprechen und sich nach und nach mit einer Uebersiedelung dahin vertraut zu machen. Er kaufte und las viele Schriften über diesen Gegenstand, und immer nur solche,

welche zwar eine gehörige Vorbereitung und das Vorhandensein einiger Geldmittel als Bedingung der Auswanderung aufstellen, dann aber die Zustände in Amerika mit übertriebenen Farben schildern und leicht zu erwerbenden Reichthum in sichere Aussicht stellen."

„Gewöhnlich sind die Frauen den Auswanderungsplänen besonders zugethan, ja häufig werden sie von ihnen angeregt; hier war es umgekehrt. Winters Frau, obgleich sanft und nachgiebig, war entschieden gegen das Verlassen der Heimath, wo sie geboren, und von der sie sich niemals weiter als eine halbe Tagereise entfernt hatte. Er liebte seine Frau zu sehr, um mit Härte gegen ihren Wunsch seinen Willen in einer so wichtigen Sache durchzusetzen, und so beschränkte sich während eines ganzen Jahres Alles auf die fast tägliche Besprechung eines Planes, der aller Wahrscheinlichkeit nach niemals zur Ausführung kommen sollte."

„Ein unvorhergesehenes Ereigniß brachte jedoch die Entscheidung schneller herbei, als Jeder von uns vorausgesehen hatte. Es werden im Juli vier Jahre, als zur Zeit der Erndte ein schweres Gewitter von der Mosel herüberzog und mit seinen schwarzen, tiefgehenden Wolken sich über das Rheinthal legte."

„Winter und die Seinen befanden sich im Felde, mit dem Schneiden des Roggens beschäftigt. Im Begriff

die Arbeit einzustellen, überrascht sie ein furchtbarer Donnerschlag, und ehe noch die Bestürzten sich von ihrem Schrecken erholt haben, steigt eine Feuersäule aus dem nahen Wertheim empor, und die Sturmglocke mischt ihr Wimmern in den Aufruhr der Elemente."

„So wie es jenes Bild darstellt," schaltete Southey ein.

„Gewiß, wenigstens ähnlich. — Es war Winters Gehöft, das, vom Blitz getroffen, nebst einigen andern Wohnungen in wenig Stunden mit dem größten Theile seiner beweglichen Habe in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Winter, ein tüchtiger und vorsorglicher Landwirth, hatte sein Eigenthum versichert, weßhalb ein wirklicher Schade durch jenen Unglücksfall für ihn nicht entstand. Dagegen reifte nun der feste Entschluß bei ihm, sein Haus nicht wieder aufzubauen, sondern Alles zu veräußern und sich in dem freien Amerika eine neue Heimath zu begründen."

„Hier in diesem Zimmer gab seine gute Frau, nach vieler Ueberredung von seiner Seite, worin auch der erwachsene Sohn einstimmte, nicht ohne viele Thränen endlich ihre Einwilligung. Nachdem sie dies unter schweren Kämpfen gethan, sprach sie nie mehr dagegen, ja sie verbarg sogar ihre Thränen vor ihrem Manne, obgleich sie immer von den bangsten Ahnungen erfüllt blieb."

„Winter betrieb nun mit gewohnter Thätigkeit rasch seine Vorbereitungen zur Reise. In der kurzen Zeit eines Monates hatte er sie vollendet. Seine Familie bestand aus einem Sohne von zweiundzwanzig Jahren, seit einem halben Jahre verlobt, aus zwei Töchtern von vierzehn und zwölf Jahren, einem Knaben von acht und einem kleinen Mädchen von einem Jahre. Also eine Familie aus beinahe eben so viel Mitgliedern, als jene, welche der Maler uns dort am Meeresufer vorführt.“

„Die Uebereinstimmung damit ist um so schmerzlicher für mich gewesen, als nicht nur jene dort auf dem Bilde der Zahl nach der Familie meines Freundes Winter gleichen, sondern auch die Züge mancher Figuren eine auffallende Aehnlichkeit damit besitzen. So bemerkte ich schon, daß Winter selbst jenem rüstigen Führer des Zuges ähnele —“

„Und das junge Mädchen dort, die älteste Tochter, gleicht sie nicht auch der Ihres Freundes?“ unterbrach Southey.

„Allerdings, das wollte ich eben bemerken — aber wie kommen Sie darauf?“

„Ich habe in Amerika ein Mädchen gesehen — freilich nur eine sehr kurze Zeit — das eine Aehnlichkeit mit jener Gestalt hatte, — doch nur flüchtig, sie war auch

um mehre Jahre älter — es ist nicht wohl möglich — aber erzählen Sie weiter, Ihre Geschichte interessirt mich."

„Die Vorbereitungen zur Reise waren, wie gesagt, bald getroffen, da Winter im Geiste längst vorbereitet war. Wie ernstlich er es damit genommen, mögen Sie daraus ersehen, daß er nebst seinem Sohne und seinen beiden Töchtern die englische Sprache erlernt hatte, zwar nicht sehr wissenschaftlich, aber für den Zweck vollständig genügend. Winter hatte nämlich fast ein ganzes Jahr lang einen Engländer bei sich aufgenommen, einen jener verdorbenen Glücksritter, wie sie hier am Rheine vielfach herumlaufen. Von diesem, einem heruntergekommenen Haarkünstler aus Liverpool, lernte die Familie leicht englisch sprechen, ohne, mit Ausnahme von Agnes, sich um die Regeln der Grammatik zu kümmern. Des Mädchens größere Kenntnisse befähigten sie auch später die nothwendige englische Correspondenz zu führen."

„Es wurde Alles verkauft, mit Ausnahme dessen, was man zum Mitnehmen für geeignet hielt, wozu sogar, nach den Vorschriften jener Auswanderungsbücher noch mancherlei Anschaffungen gemacht wurden. Der letzte Abend, den wir mit einander hier in diesem Zimmer zubrachten, wird mir unvergeßlich bleiben. Winter gab

sich Mühe fröhlich zu scheinen, und war doch eben so wenig wie wir Alle im Stande, seine Wehmuth zu verbergen. Daß ich bald nachkommen würde, obgleich ich es stets entschieden abgelehnt, nahm er als gewiß an, und ich widersprach zuletzt auch nicht mehr, um diese Hoffnung seiner guten Frau, woran sie sich, wie an einen Nothanker zu halten schien, nicht auch zu zerstören. Am 24. August fuhr er in einem besonders für sich gekauften Fahrzeuge, das er mit seinem Sohn selbst steuerte und in Rotterdam wieder verkaufen wollte, den Rhein hinunter. Alle weinten und waren in Schmerz aufgelöst, und auch wir, die beiden starken Männer, konnten uns der Thränen nicht erwehren. Vorher schenkte er mir noch jenen Becher, der auf eine wunderbare Weise bei dem Brande unversehrt geblieben war, als letztes Andenken. Lange verfolgte ich mit dem Fernrohr das rasch enteilende Schiffchen, von welchem noch immer, obgleich sie mich mit unbewaffnetem Auge nicht mehr erkennen konnten, die weißen Tücher zum Abschiede winkten." —

„So waren sie fort," sprach Dalberg nach einer längeren Pause weiter — „und damit hat die Geschichte jener beiden Bilder eigentlich ein Ende!"

„Aber nicht die Ihrige; Sie haben ein lebhaftes Interesse für Winter und seine Familie bei mir erweckt,

Dalberg, deßhalb kann es nicht Ihre Absicht sein, mir die weiteren Schicksale derselben vorzuenthalten. Ein Mann, wie Winter, besitzt alle Eigenschaften, welche nöthig sind, um in Amerika sein Glück zu machen; es wäre daher schmerzlich, wenn seine Hoffnungen vereitelt worden."

„Das sind sie, lieber Southey — alle! nicht eine einzige wurde für ihn zur Erfüllung!"

Southey entgegnete nichts, aber der Ausdruck seiner Züge verrieth, daß er voll Theilnahme die Fortsetzung der unvollendeten Erzählung erwarte.

„Sie wollen die ferneren Schicksale meines Freundes hören, ich sehe, Sie rechnen darauf," fuhr deßhalb Dalberg fort; „ich könnte sie Ihnen mit wenigen Worten erzählen, aber das würde Sie nicht befriedigen, und so wird es am Besten sein, Ihnen die Briefe vorzulesen, welche ich im Laufe der Zeit erhalten habe. Es sind nur fünf, sie geben aber den vollständigen Verlauf dieser traurigen, oft dagewesenen, und sich gewiß noch oft wiederholenden Geschichte, bis auf den Schluß, den ich dann selbst hinzufügen werde."

Dalberg entfernte sich und kehrte bald mit einem kleinen Pakete Briefe zurück. Er wollte sich eben anschicken, mit dem Vorlesen zu beginnen, als Fußtritte im Garten noch spät kommende Gäste verkündeten.

Die beiden Männer, aus denen der Besuch bestand, waren ein zweiter Arzt aus demselben nahe gelegenen Städtchen, Namens Wurm und der Freiherr von Fademann. Ersterer ein starker, etwas unbeholfener Mann, mit plumpen Manieren; letzterer kaum den Jünglings-Jahren entwachsen, schlank und hochaufgeschossen, mit einem frischen aber nichtssagenden Gesicht.

Der Doctor entschuldigte das späte Erscheinen:

„Ich begegnete Herrn von Fademann unten auf der Chaussee; wir gewahrten das gastliche Licht Ihres Hauses, Herr Dalberg, welches Veranlassung gab unser Gespräch auszudehnen. Herr von Fademann wollte Anfangs auf meinen Vorschlag, Ihnen noch so spät einen Besuch zu machen, nicht eingehen, als ich ihm aber sagte, daß Frau von Boosfeld hier sei, waren Sie gar nicht mehr zu halten, und ich hatte Mühe so rasch den Berg zu ersteigen."

„Ich bitte sehr," sprach nun seinerseits der jugendliche Freiherr, „ich bitte vielmals um Entschuldigung — der Herr Doctor ergeht sich, wie gewöhnlich, wieder in Scherzen —"

„Meine Herrn," unterbrach den Verlegenen Dalberg, „welche Veranlassung Sie auch hergeführt haben mag, sie ist jeden Falls für mich eine erfreuliche —

ich bitte Platz zu nehmen und ein Glas Maitrank nicht zu verschmähen."

Man folgte der Einladung. Mit einiger Absichtlichkeit nöthigte Dalberg's Frau den Freiherrn an die Seite der Frau von Boosfeld, dies war der Name der jungen Dame, welche der Leser bereits kennt. Der Doctor dagegen setzte sich neben seinen Collegen, dem er einen höhnenden Blick zuwarf, vor welchem dieser, ohnehin anscheinend etwas schüchterner Natur, eine rückgängige Bewegung mit seinem Stuhle machte.

„Viele Patienten, Herr Collega?" fragte Wurm mit Geräusch und Wichtigkeit, „der Mai ist, Gott sei Dank, ein ungesunder Monat."

„So ziemlich!"

„So? ich wollte, ich könnte das von mir ebenfalls sagen — aber keinen Augenblick Ruhe. Vom Morgen bis in die sinkende Nacht, und selbst des Nachts — in jeder Nacht muß ich heraus. Man überhäuft mich mit einem Zutrauen, das mir anfängt lästig zu werden, als ob ich nicht auch einen Körper besäße, der des Schlafes und der Speise bedürfte. Also bei Ihnen geht es weniger lebhaft?"

„Ich bin mit meiner Praxis zufrieden — ich habe nicht Ursache zu klagen."

„Nein, das haben Sie auch nicht; ein junger Anfänger wie Sie, der noch keine Erfahrungen besitzen kann — aber die alte Frau Rech ist Ihnen ja gestorben? Ei! Ei! Collega!"

„Sie hatte die Schwindsucht, und da man bis jetzt noch kein Mittel hat —"

„Kein Mittel gegen die Schwindsucht? Das sagen Sie, der vor Kurzen erst aus dem Examen kommt — Haben Sie Einreibungen mit Speck angewendet? — Kennen Sie überhaupt dies Mittel?" —

Während der Doctor Wurm sich auf diese Weise des Gespräches bemächtigte, lediglich um seinen jüngern Collegen in den Augen der Uebrigen herabzusetzen oder lächerlich zu machen, hatte der Freiherr eine besondere Unterhaltung mit seiner schönen Nachbarin versucht, ohne jedoch deren ganze Aufmerksamkeit dadurch zu fesseln. Frau von Boosfeld gehörte zu den Frauen, die danach streben bei allen Männern einen angenehmen Eindruck zu machen, ohne irgend Einen besonders zu bevorzugen; gleichsam um dadurch stets im Besitz derjenigen Mittel zu bleiben, welche nöthig sind, um leicht ein näheres Verhältniß anzuknüpfen. So hatte sie auch jetzt die Floskeln des jungen Dandy angehört, ohne ihre Aufmerksamkeit ganz dem Zwiegespräch des kriegführenden Doctorpaars zu entziehen, wovon der Jüngere

ein angenehmer und dazu unverheiratheter Mann war; dabei waren ihre Blicke zuweilen zu Southey mit einem Lächeln hinübergeglitten, als hätte sie ihm andeuten wollen, wie im hohen Grade unpassend und langweilig diese Unterhaltung sei. Dem Geistlichen hatte sie während der Zeit mit anmuthiger Miene das geleerte Glas gefüllt und ihn durch verbindliche Winke zum Trinken genöthigt. Dieser ein hübscher, kräftiger Mann, war der doppelten Versuchung unterlegen, da er den Maitrank liebte und die Frauen nicht lieben durfte.

Nur in ihrem Benehmen gegen die Frau Dalberg's hatte Frau von Boosfeld etwas Gezwungenes, obgleich sie sich auch hier bemühte aufmerksam und zuvorkommend zu sein. Man konnte es ihr jedoch anmerken, daß sie ungern mit Frauen verkehrte, von welchen sie auch nicht besonders gut gelitten war.

Jetzt nahm sie sich des bedrängten Jüngers Aesculaps an.

„Aber Herr Doctor," unterbrach sie den laut redenden Wurm, „was schafft uns eigentlich das Vergnügen Ihrer Gegenwart? Wie kommt es, daß Sie im Stande sind, uns Ihre kostbare Zeit zu weihen?"

„Es ist grade eine Windstille, gnädige Frau, der Sturm wird bald um so heftiger von allen Seiten wieder auf mich einblasen."

„Das ist anzunehmen, Sie kommen gewiß vom reichen Müller Friedrich, da er krank geworden ist.“

„Krank? so — nein; davon weiß ich nichts, ich bin zwar seit heute Mittag nicht zu Hause gewesen —“

„Nicht?“ fragte mit gekünstelter Besorgniß die junge Frau weiter, während sie Southey unmerklich mit den Augen zuwinkte, „ich hörte, es sei schon zwei Mal nach Ihnen geschickt.“

„Nach mir? zwei Mal? Von dem Müller Friedrich? Ja sehen Sie, so geht es,“ fuhr er wichtig fort, indem er aufstand, „kaum sitze ich und denke ein Stündchen für mich zu haben, so muß ich fort, die schweren Pflichten meines Amtes zu üben. Da haben Sie es besser, Herr Collega! Nun, entschuldigen Sie, daß ich aufbreche, es würde unverzeihlich sein, länger zu bleiben. — Einen vergnügten Abend. — Lassen Sie es sich gut schmecken, Herr Collega.“ — Er leerte sein Glas und empfahl sich geräuschvoll zu allerseitigem Vergnügen.

„Es war ein recht glücklicher Zufall, meine schöne Frau,“ sagte Dalberg, daß Sie von dieser Bestellung Kunde hatten; der Mensch ist unerträglich, eben so anmaßend als unwissend.“

„Ueber solche Zufälle muß man gebieten können, Herr Dalberg,“ erwiederte lächelnd die Angeredete, und

ließ dabei um den Zeigefinger ihrer kleinen Hand die schwarzen Ringeln ihrer Locken spielen, welche dadurch bald mehr, bald weniger ihr Gesicht beschatteten; der gute Müller Friedrich ist hoffentlich ganz gesund, und Herr Wurm wird nur einen Spatziergang machen, wozu ihn in dieser schönen Mainacht veranlaßt zu haben, er mir Dank wissen muß."

„O! das ist ein köstlicher Spaß!" bemerkte süß lächelnd der Freiherr.

„Aber womit wollen Sie sich Morgen bei dem Manne entschuldigen?" fragte Southey und der Ton seiner Frage bewies, daß er sie nicht allein des Doctors wegen gethan.

„Womit," erwiederte Frau von Boosfeld lachend — „nun es ist eben ein Mißverständniß. Mein Gott, es giebt so viele Mißverständnisse, da wird sich der widerliche Dr. Wurm auch wohl eins gefallen lassen müssen. — Und doch thut es mir jetzt eigentlich leid, daß ich so gehandelt habe," fuhr sie fort, nachdem ein rascher Blick auf Southey sie belehrt hatte, daß er anders über solche Mißverständnisse denken mochte; „es liegt etwas Unwahres von meiner Seite darin, dessen ich mich nicht hätte schuldig machen sollen, selbst gegen den Dr. Wurm, der es an sich wohl verdient. — — Ich will ihn um Verzeihung bitten, wenn ich ihn wieder sehe, und mein begangenes Unrecht eingestehen."

„Das wäre zu viel, gnädige Frau, diesen ungehobelten Menschen — Sie? — Er würde zu glücklich sein; es ist ja überhaupt ein capitaler Scherz!"

Während der Freiherr sich in dieser Erwiederung erging, ruhten Southey's leuchtende Blicke lange und fest auf der schönen Frau, welche davor ihre seidnen Wimpern verschämt niedersenkte.

„Ich werde Ihre Entschuldigung bei dem Doctor übernehmen," sagte der Geistliche, während Frau von Boosfeld ihm abermals einschenkte; „ich werde Sie vollständig rechtfertigen, ohne Ihnen irgend eine Schuld beizumessen, Sie können sich darüber beruhigen."

„Da auch die Kirche sich ins Mittel legt, um Ihre Sünden, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Mantel der Liebe zu verhüllen; so wird es wohl einer förmlichen Abbitte bei dem groben Menschen nicht bedürfen," fügte Dalberg lächelnd hinzu.

„Diese wäre auch sehr am unrechten Ort," bemerkte jetzt der jüngere Arzt, Namens Kraft; „mein College ist der widerlichste, ungehobelste Mensch, den es weit und breit giebt, und dabei im höchsten Grade unwissend. Weil ich ein Anhänger des berühmten Krügerhansen bin, der bekanntlich seit zwanzig Jahren weder ein Brech- noch ein Abführungsmittel, noch einen Aderlaß verordnet hat; weil ich nicht glauben will, daß ein

Mensch, der schon durch eine Verletzung viel Blut verloren, vorher aber ganz gesund war, mit einem Male zu viel Blut besitzen soll und deshalb zur Ader gelassen werden müsse; weil ich eine Entzündung nicht für eine Ueberfüllung der Gefäße, sondern für eine Schwäche derselben halte; kurz weil ich der leider allgemein gehuldigten Schwächungs-Theorie meiner Collegen nicht auch huldige, werde ich von diesen angefeindet und verfolgt, namentlich von diesem Ignoranten, welcher sich der gemeinsten Täuschungen schuldig macht."

„Mir scheint die Theorie Ihres berühmten Vorbildes, dessen Namen ich wieder vergessen, der aber mit dem eines berüchtigten Räuberhauptmannes viel Aehnlichkeit hat, auf sehr richtigen Grundsätzen zu beruhen," bemerkte verbindlich Frau von Boosfeld.

„Es freut mich, daß Sie meiner Meinung sind, gnädige Frau," erwiederte hochentzückt der junge Arzt. „Leider scheint man im Publicum noch zu viel an dem alten Schlendrian zu hangen, und meine Collegen bemühen sich aus schmutzigem Interesse diese falsche Meinung zu erhalten."

„Es giebt nicht leicht einen gemeinern Brodneid, als den der Aerzte," flüsterte Dalberg Southey zu, „Jeder von ihnen setzt die Uebrigen herab, ohne zu bedenken, daß die ganze Zunft dadurch in den Augen

urtheilsfähiger Menschen sinken und allen Glauben verlieren muß."

„Also Sie geben niemals ein Brechmittel?" fragte mit wichtiger Miene der Freiherr.

„Niemals!"

„Das scheint mir doch bedenklich — wenn ich auch im Uebrigen Ihre Ansicht nicht tadeln will — aber Brechmittel —"

„Können niemals heilsam sein! Es ist ein gewaltsamer Zwang, den man der Natur anthut. Es ist hier nicht der Ort, Ihnen, Herr Baron, diesen Satz wissenschaftlich zu begründen, wenn Sie mir aber die Ehre Ihres Besuches schenken wollten, so würde ich hoffentlich im Stande sein, Ihnen eine andere Ueberzeugung von diesem verwerflichen Mittel verschaffen zu können."

„Ich zweifle nicht, daß es Herrn Dr. Kraft gelingen wird, Herrn von Fademann zu überzeugen," schaltete Dalberg spöttisch ein; „aber dies kann doch kein Grund sein, von Ihren Collegen Wurm mit solcher Verachtung zu sprechen, wie Sie es eben thaten."

„Gewiß nicht, mein Herr; ließe er mich in Ruhe, ich wollte gern seinem Treiben nicht hinderlich sein; aber er verfolgt mich und ist dazu mehr als ein Ignorant, ein Charlatan in vollster Bedeutung."

„Das ist viel gesagt."

„Nicht zu viel; ich bin deßhalb auch entschlossen den Ort wieder zu verlassen. An jedem Morgen bestellt er seine Paar Patienten unter mein Fenster, dort hält er zu Pferde, schreit, daß er fort müsse, keine Zeit habe, daß es ein Leid für ihn sei, so viele Kranken zu bedienen — und das Alles thut er nur, um mich zu ärgern; weil er weiß, daß meine Praxis erst im Entstehen ist. Zu den Kranken, welche zu ihm kommen, schickt er erst seine Frau, welche sie aushorchen muß, während er durch ein kleines Loch in der Decke das ganze Gespräch mit anhört; dann tritt er in das Zimmer, sieht die Kranken an und spielt den Allwissenden — ist das nicht mehr als Charlatanerie?"

„Man könnte sich auf diese Weise einen herrlichen Spaß mit ihm machen," bemerkte lächelnd Frau von Boosfeld, „und ich hätte große Lust es zu thun."

„Ja, das ist etwas für Sie, gnädige Frau, Sie können es mit Ihrer Entschuldigung wegen des Mißverständnisses verbinden," neckte Dalberg.

„Wenn ich einen Bundesgenossen finde — warum nicht?"

„Darf ich mich dazu anbieten?" fragte Southey.

„Es soll Ihnen die Ehre zu Theil werden — vorausgesetzt," bemerkte sie zögernd, „daß es kein Unrecht

ist, oder wenigstens nur ein solches, wofür wir im Voraus Vergebung erhalten."

Bei den letzten Worten blickte sie den Pfarrer schelmisch an, der mit einem verbindlichen Schmunzeln vollständige Vergebung zum Voraus zusicherte.

Der Abend war schon weit vorgerückt und so gern Southey auch das fernere Schicksal der Familie Winter erfahren hätte, Dalberg schien keine Neigung zu haben, in Gegenwart des Freiherrn die Briefe seines Freundes vorzulesen und so trennte man sich endlich, nachdem das Gespräch sich heiter in allgemeinen Kreisen bewegt hatte.

4.

Frau von Boosfeld war 22 Jahre alt und seit einem Jahre Wittwe. Sie war die Tochter eines Churtrierschen Geheimen Raths und als 19jähriges Mädchen an einen Königl. Preußischen Geheimen Rath, der nur um 10 Jahre jünger als ihr Vater gewesen, und mit diesem täglich im Casino zu Trier Wisth gespielt und einige Schoppen Moselwein getrunken hatte, verheirathet worden. Ihr Vater starb in demselben Jahre; ihr Mann vier Tage nach seinem sechszigsten Geburtstage,

zwei Jahre später. Von beiden erbte sie ein recht hübsches Vermögen, welches sich in ihrer Hand vereinigte und diese daher zu einer sehr gesuchten machte, da sie selbst neben ihrem Vermögen auch noch zwei andere, allerdings unerbheblicheEigenschaften, Schönheit und Geist besaß.

Seit mehren Wochen befand sie sich bei Dalberg zum Besuch, dessen Frau, obgleich mehre Jahre älter, eine Art Jugendfreundin von ihr war.

Southey, der Besitzer nicht unbedeutender Ländereien am Ohio, hatte Dalberg bei seiner Anwesenheit in Amerika kennen gelernt. Obgleich Letzterer um zehn Jahre älter, wie Jener war, bestand doch zwischen beiden Männern ein enges Freundschaftsbündniß, welches, während fünf Jahren durch Briefe unterhalten, neue Nahrung durch das unerwartete Erscheinen Southey's in Fernheim gefunden hatte. Auch er befand sich schon seit acht Tagen hier zum Besuche und beabsichtigte während des ganzen Sommers in Europa zuzubringen. Er war ein jugendlich kräftiger Mann, mit wettergebräunten, geistvollen, wenn auch nicht regelmäßig schönen Zügen.

Die ersten Stunden des folgenden Morgens vereinigten die beiden Freunde wieder auf der Terrasse, wo sie sich eine lange Zeit dem Reize hingaben, welcher in dem Anblick bestand, den ihnen die in der duftigen

Beleuchtung der steigenden Sonne daliegende Gegend gewährte. Die Beschäftigung Beider hatte sie gewöhnt die Morgenstunden nicht zu verschlafen, denn der Landwirth muß sowohl an den Ufern des Ohio, als an denen des Rheines seine Thätigkeit früh beginnen, wenn sie von einem segensreichen Erfolg begleitet sein soll. Das Gespräch, welches sich eine Zeit lang um mancherlei Gegenstände des gewählten Berufs bewegte, schweifte bald zu anderen hinüber. Southey wollte die Fortsetzung von Winters Geschichte, Dalberg verschob es bis zum Abend, weil dieser mehr dazu geeignet sei, als der kräftigende, frische Morgen. Von Winter kam man durch eine natürliche Ideenverbindung auf die Personen, welche am gestrigen Abend der Erzählung seiner Schicksale beigewohnt hatten und blieb endlich bei Frau von Boosfeld stehen.

„Sie schläft wohl noch?" fragte Southey.

„Gewiß, das frühe Aufstehen gehört zu ihren Schwächen. Wüßte sie, daß Sie einen Werth darauf legten, möchte sie sich dieser üblen Gewohnheit wohl auf einige Zeit entschlagen."

„Meinetwegen? Wie kommen Sie darauf, Dalberg?"

„Sie thun ja erstaunt unbefangen. Sollte es Ihnen wirklich entgangen sein, daß sie auf Ihr Urtheil über

sie einen großen Werth legt und sich Mühe giebt, es so günstig zu bilden, als möglich?"

„Das ist mir wirklich entgangen," entgegnete Southey in seiner amerikanisch trocknen Weise, die er zuweilen annahm; „auch würden solche Bemühungen ganz unnöthig sein, sie braucht, um einen solchen Erfolg zu sichern, sich nur zu geben wie sie ist."

„Sie verlangen etwas von ihr, Southey, was ihr am allerschwersten, ja vielleicht unmöglich werden würde."

„Und Sie sind sehr hart in Ihrem Urtheil."

„Southey! Southey! nehmen Sie sich in Acht; es ist gefährlich mit dem Feuer zu spielen!"

„Was bedeuten diese Reden, Dalberg? Wissen Sie etwas Nachtheiliges von der Frau? Ich bitte, enthalten Sie es mir nicht vor — denn ich will nicht leugnen, daß sie ein gewisses Interesse bei mir erweckt. Sie ist liebenswürdig, geistreich und besitzt mancherlei Talente. Was bewegt Sie dazu mich vor ihr zu warnen?"

„Das Letztere habe ich nicht gethan, auch kann ich von ihr gradezu nichts Nachtheiliges sagen. Aber sie ist gefallsüchtig, sucht sich bei allen Männern beliebt zu machen, was ihr bei ihren vielen glänzenden Eigenschaften, und da sie Jedes Schwäche schnell aufzufinden weiß, leicht gelingt. Dabei spricht sie sehr viel von Wahrheit und ist doch unwahr."

„Das Letzte ist eine harte Beschuldigung!"

„Meine Beobachtungen beruhen zwar nur auf Kleinigkeiten — aber wie im Kleinen, so im Großen. Nochmals, Southey, seien Sie vorsichtig — aber da kommt sie wirklich zu dieser frühen Stunde und ganz in demselben Anzuge, den Sie gestern lobten; Sie sehen, nicht der schöne Morgen ist die Ursache dieser ungewohnten Kraftäußerung."

Southey's Charakter gehörte zu denen, welche durch Widerspruch nicht von ihrer einmal gefaßten Meinung abgebracht, sondern nur mehr darin bestärkt werden. Mit freudiger Miene ging er daher der Nahenden entgegen. Sie trug einen seidnen, eng anschließenden, veilchenblauen Ueberrock, denselben, von dem Southey gestern bemerkt hatte, daß er sie am vortheilhaftesten kleide — offenbar nach seinem Wunsche. Er fühlte dies, und sah sich dadurch geschmeichelt. Wie leicht ist das Herz eines starken Mannes durch solche Aufmerksamkeiten eines schönen Weibes gefesselt — auch das seinige klopfte stärker, als er ihr seinen Morgengruß darbrachte.

„Wissen Sie auch, Herr Southey," fuhr sie fort, nachdem sie den Gruß auf das Freundlichste erwiedert hatte, „wissen Sie auch, daß ich Ihnen allein, diesen mir ungewohnten Genuß eines schönen Morgens verdanke?"

„Mir, gnädige Frau?"

„Nur Ihnen; ich sah Sie gestern, als ich aufstand, von einem weiten Spatziergange heimkehren, und da schämte ich mich recht gründlich, den schönen Morgen wie gewöhnlich verschlafen zu haben. Ich nahm mir fest vor, mich zu bessern und, sehen Sie, heute habe ich den Anfang damit gemacht."

„Ich schätze mich glücklich die Veranlassung gewesen zu sein, doppelt glücklich, weil mir Ihre Gegenwart dadurch schon jetzt zu Theil wird."

Bei diesen Worten blickte er ihr lange in die dunkeln, jetzt wie das Gestirn des Tages noch weniger glänzenden Augen. Sie hielt diesen Blick längere Zeit aus, dann streifte der ihrige hinaus in die weite Ferne.

„Sehen Sie, wie unrecht Sie ihr wieder thaten," flüsterte Southey Dalberg zu, während er sich nicht von der schlanken, weichen Gestalt abwenden konnte, welche sich leicht an das Geländer der Terrasse lehnte.

Dalberg lächelte als Erwiederung, aber Southey wußte nicht, war es Spott oder Reue, was dieses Lächeln hervorgerufen.

Man genoß das Frühstück im Freien. Frau von Boosfeld war ungemein heiter und ihre geistreiche Unterhaltung belebte die kleine Gesellschaft. Southey sprach vorzugsweise mit ihr, sie konnte nicht aufhören ihn

über amerikanische Zustände zu fragen und sich belehren zu lassen, obgleich sie dabei selbst sehr genaue, oft sogar auffallend ins Einzelne gehende Kenntnisse von Southey's Vaterland, seinen Gebräuchen und Sitten entwickelte. Ohne sich oder Deutschland etwas zu vergeben, wußte sie doch dem Stolze und dem Nationalgefühle des Amerikaners auf eine sehr feine Weise zu schmeicheln, so daß dieser, beredter als jemals, der anscheinenden Schülerin lange Vorlesungen hielt, ohne zu merken, wie sehr er selbst ein Schüler dieser jugendlichschönen Frau war, die ihm so anmuthig und aufmerksam zuhörte.

Dalberg und seine Frau entfernten sich später, weil Geschäfte sie abriefen, und so blieben Southey und Frau von Boosfeld allein.

„Jetzt wäre es eigentlich Zeit," sagte diese, „dem Dr. Wurm den versprochenen Besuch abzustatten, der schöne Morgen ist so verlockend zu einem Spatziergange."

„Ich stehe zu Ihrem Befehl, gnädige Frau, obgleich es Schade ist, in dies heitere, erfrischende Bild die widerliche Gestalt jenes Arztes zu bringen."

„Mir ist es fast zur Gewohnheit geworden," sprach Frau von Boosfeld in einem leiseren Tone, während ihre großen dunkeln Augen melancholisch an den fernen Bergen hingen und ein Seufzer die zarten Wellenlinien

ihres Busens hob — „mir ist es zur Gewohnheit geworden, keine Freude ohne den Beigeschmack des Schmerzes zu genießen.“

„Kennen Sie auch schon den Schmerz?“ fragte Southey, während Beide den engen von Weinlaub beschatteten Weg zur Chaussee hinabstiegen, „Sie sind stets so heiter und fröhlich, daß ich sie für ein Schooskind des Glückes halten muß.“

„Meinen Sie?“ erwiederte die junge Frau, indem sie ein Weinblatt abbrach und es zerriß; „der Schein trügt, Herr Southey — noch kenne ich das Glück nur aus den Erzählungen Anderer — der Schmerz aber ist mir — doch lassen wir das — wie kamen wir doch zu diesem sonderbaren Gespräch — Sie wollten mir ja Ihre Seereise erzählen.“

„Nicht doch, nicht doch, gnädige Frau,“ sagte Southey voll Theilnahme, „habe ich gleich nur noch geringe Ansprüche auf Ihr Vertrauen — Sie würden es dennoch keinem Unwürdigen gewähren.“

Sie waren nur noch wenige Schritte von der Chaussee. Unwillkührlich blieben sie stehen, als ob sie den Aufenthalt in dem einsamen weinumrankten Wege verlängern wollten. Frau von Boosfeld schien bewegt, ihre Augen waren niedergeschlagen, das Wogen ihres Busens verrieth die Aufregung ihres Herzens. Ihr silberner Armring

fiel zur Erde. Southey hob ihn auf, und als er ihn in die kleine von einem zarten Glaçeehandschuh umspannte Hand legte, behielt er diese längere Zeit in der seinen. Sie entzog sie ihm nicht, aber er fühlte, daß sie leise bebte.

„Was kann Ihnen jemals Kummer gemacht haben; Ihnen, die Sie so vollgültige Ansprüche an das Glück aufweisen können? Lassen Sie mich Ihren Kummer theilen, was Sie mir davon geben, ist für mich ein Glück."

Sie schwieg, als kämpfe sie mit sich, ob sie diesem theilnehmenden Wunsche entsprechen solle. Auch er schwieg, ein leiser Druck seiner Hand war die Wiederholung seiner Frage. Draußen zog singend ein Trupp Handwerksburschen vorüber:

„Setz' du mir einen Spiegel
Ins Herze hinein;
Damit du kannst sehen
Wie treu ich es mein'."

„Kommen Sie, Herr Southey," sprach die junge Frau plötzlich, wie aus einem Traume auffahrend, „kommen Sie — wozu das nutzlose Martern unserer Gefühle — das ist der innerste, bitterste Kern des Schmerzes!"

Sie trat nach diesen Worten rasch auf die Straße hinaus, und war dort in dem bewegten Leben wieder

wie sonst, heiter und anscheinend harmlos. Southey dagegen blieb nachdenkend und ernst. Sie überraschte ihn öfter, wie seine Blicke prüfend auf ihr ruhten, aber sie that als bemerke sie es nicht. Bald standen sie vor der Wohnung des Dr. Wurm.

„Wollen wir einen Schlachtplan entwerfen?" fragte sie lachend, „besser ist's, wir überlassen Alles dem Zufall; nur ein's bleibt festzustellen, wer des ärztlichen Rathes bedürftig sein soll?"

„Ich bin niemals krank gewesen," erwiederte Southey, der sich aus dem Ernste noch nicht umzustimmen vermochte und der im jetzigen Augenblick ungern sich zu dieser Neckerei hergab.

„Ich leider schon recht oft" — sagte sie — „so kann ich es ja auch heute sein."

Sie traten in das Haus des Doctors, er war anwesend. Die Frau, eine wohlbeleibte, nach den auffallenden, geschmacklosen Moden kleiner Städte aufgeputzte gut erhaltene Vierzigerin, nöthigte den vornehmen Besuch mit einem Schwall von Redensarten in das Zimmer und bat, ihren Mann, bei dem noch ein gefährlicher Patient sei, einen Augenblick zu entschuldigen.

Kleine Pause.

„Ein schöner Morgen und recht fruchtbares Wetter für den Wein," begann sie das Gespräch wieder.

„Sehr schön und sehr fruchtbar,“ erwiederte mit leidender Stimme Frau von Boosfeld.

„Sie haben schon einen weiten Spatziergang gemacht, vielleicht von Coblenz?“

„Wir kommen von Fernheim.“

„Ah, von Fernheim; ich hoffe nicht, daß Sie sich unwohl befinden und den Rath meines Mannes bedürfen.“

Dem scharfen Auge der Frau von Boosfeld entging es nicht, daß eine kleine Oeffnung in der Decke über dem Ofen, wohl ursprünglich gemacht, um der Wärme Zugang in die obere Stube zu verschaffen, leise ihres Verschlusses beraubt wurde. Unmerklich winkte sie Southey.

„Leider habe ich allerdings mit Ihrem Herrn Gemahl zu sprechen,“ erwiederte sie in dem vorigen, leidenden Tone; „es ist ein schwerer Gang für mich, indessen längere Zögerung wäre unverantwortlich.“

„Mein Gott, wer sollte das denken,“ entgegnete lauernd die Ehehälfte des Arztes, „Sie sehen so gesund, so blühend aus, woran könnten Sie leiden?“

„Leiden? das ist ein weiter Begriff, Frau Doctorin, wüßten Sie, wie mein Herz klopft und welche Angst ich fortwährend habe, Sie würden mich bemitleiden.“

„Also Herzklopfen? Beängstigung,“ wiederholte die

Frau mit ungewöhnlich lauter Stimme. „Ist das Alles, woran sie leiden?“

„Ich sollte denken, das sei hinlänglich,“ sprach mit einem tiefen Seufzer Frau von Boosfeld. „Sie haben gewiß niemals an Herzklopfen gelitten?“

„Leider nein — doch ich rufe meinen Mann, ich weiß nicht wo er bleibt. — Ah — da ist er.“

Der Doctor Wurm trat bei diesen Worten mit würdevollem Ernste in das Zimmer, welches seine Frau auf seinen befehlenden Wink sogleich verließ. Nach den üblichen Begrüßungen fixirte der Arzt Frau von Boosfeld mit wichtiger Miene und tiefem Ernst, so daß diese kaum ein Lächeln unterdrücken konnte.

„Wünschen Sie, gnädige Frau, mich in Gegenwart dieses jungen Mannes zu consultiren?“ fragte er in langsam, näselnden Tone.

„Da Herr Southey bei dem Vorfall zugegen war, und sonach meinen Fehler kennt, so kann er auch unsere Unterredung mit anhören.“

„Vorfall? — also ein Vorfall? — Fehler? hm, hm, — Sie brauchen mir ein Mehres nicht zu sagen, gnädige Frau. Dem erfahrenen Arzte genügt es, das Auge seiner Kranken zu betrachten und aus dem Blicke die Diagnose zu stellen, wer das nicht versteht, thäte besser seine Praxis an den Nagel zu hängen.“

„Mir kommt das fast vor, wie das Maaßnehmen der Pariser Kleiderkünstler, welche den Körper Desjenigen, für den das Kleidungsstück bestimmt ist, ebenfalls nur von Weiten betrachten," sagte Frau von Boosfeld boshaft.

„So? geschieht das in Paris — das beweist jedoch nur ein gutes Augenmaaß; ich aber, der ich von dem Vorfall und Ihrem Fehler keine Kenntniß habe, werde Ihnen aus dem Blicke Ihres Auges Ihr Leiden sagen, und Ihnen dadurch den besten Beweis liefern, daß ich es zu heilen verstehe. Sie leiden an Herzklopfen," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „an Beängstigung. Die Circulation des Blutes ist unregelmäßig, es drängt sich nach dem Herzen, Sie empfinden Angst, Schlaflosigkeit, vereint mit alle den Zufällen, die daraus entstehen. Ist dem nicht so? — reden Sie offen und ohne Scheu; dem Arzte, wenn er helfen soll, muß nichts vorenthalten werden."

„Nein, bester Doctor," sprach plötzlich lachend und mit ganz verändertem Tone Frau von Boosfeld, „nein, Sie befinden sich diesmal in einem bedauerlichen Irrthume. Ihre verehrte Frau Gemahlin hat mich völlig mißverstanden, und Sie selbst haben meine Worte dort oben an jener Horchvorrichtung ganz falsch gedeutet — ich bin völlig gesund, durchaus gesund und nur gekommen,

um mich wegen des gestrigen Mißverständnisses in Beziehung auf den Müller Friedrich zu entschuldigen und zugleich mich selbst über Ihre Fähigkeit zu vergewissern, jede Krankheit aus dem Blicke des Kranken zu erkennen, nachdem Sie die Geschichte derselben dort oben durch jene kleine Oeffnung erfahren haben. Da der doppelte Zweck meines Hierseins vollständig erreicht ist, so habe ich das Vergnügen Ihnen einen freundlichen guten Morgen zu wünschen, womit ich die Bitte verbinde, mich Ihrer hülfreichen Frau Gemahlin vielmals zu empfehlen. Adieu! — Seien Sie übrigens unbesorgt, ich werde die köstliche Geschichte nur meinen nächsten Bekannten erzählen."

Der Doctor war so verblüfft, daß er sich nur mehrmals verlegen verneigen konnte, und erst, als sein Besuch ihn verlassen hatte, in eine Fluth von Verwünschungen losbrach.

Frau von Boosfeld blieb ungemein heiter und konnte nicht genug über den Scherz lachen, als sie mit Southey den Rückweg antrat. Dieser dagegen hielt sich schweigsam und ernst.

„Sie sind ja so wortkarg geworden, Herr Southey? und doch war es ein köstlicher Spaß, wie der anmaßende Doctor mit einem Male so sprachlos und verlegen dastand. Hat es Sie nicht belustigt?"

„Nein, gnädige Frau," sagte er ernst, „im Gegentheil, es hat mich unangenehm berührt."

„Und weßhalb?"

„Sollten Sie das nicht selbst empfinden? Wie können Sie an der Erniedrigung eines solchen ohnehin niedrig genug stehenden Menschen Gefallen finden? Wie können Sie — verzeihen Sie meiner Offenheit — sich dazu hergeben, einen solchen Erfolg herbeizuführen?"

Frau von Boosfeld wurde nun ebenfalls ernst, und beide gingen schweigend neben einander.

„Hat Sie meine Aeußerung verletzt, gnädige Frau?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nicht im mindesten, gewiß, nicht im mindesten," sagte sie in einem fast rührenden Ton, indem sie ihn wehmüthig anblickte. — „Das ist der Schmerz, welcher mich verzehrt, daß ich so sein kann, jemals so sein konnte. — O! wäre meine gute Mutter nicht so früh gestorben! — Wer hat mich geführt, geleitet? Nur die Hand eines alten Vaters, der mir jeden Willen ließ, und die eines Mannes, den ich nur als den Freund meines Vaters gekannt — Sie können vielleicht jetzt besser deuten, was ich Ihnen vorher sagte," setzte sie langsam hinzu, indem sie sich bemühte eine Thräne an ihren Wimpern zu zerdrücken — „doch — lassen wir das tolle Zeug!" sprach sie plötzlich mit gewaltsamen

Zwang, „vergessen Sie, vergessen Sie Alles, Alles, was ich kindisch genug war, Ihnen zu gestehen!"

„Niemals, niemals werde ich es vergessen," sagte er, indem er ihre beiden Hände ergriff, die sie ihm gesenkten Blickes überließ, „nie werde ich Ihre Worte vergessen und Den beneiden, welchen das Geschick ausersehen hat, Ihr Führer und Schützer durch dieses Leben zu sein. Möge er es treu und wahr mit Ihnen meinen, so treu und wahr wie Derjenige, in dessen Händen jetzt die Ihrigen ruhen."

Die Annäherung von Leuten unterbrach das Gespräch, dessen Fortsetzung durch Dalberg, welcher seinen Gästen entgegen gegangen war, unmöglich gemacht wurde.

5.

Der Abend fand die Gesellschaft wieder in der Halle vereint, nur der Geistliche und der Dr. Kraft fehlten, ein Verlust, der von Niemand bemerkt wurde. Dalberg gab dem wiederholten Bitten Southey's nach und las die Briefe Winter's vor. Sie lauteten wie folgt:

Antwerpen am 17. September 1837.

„Sie haben meinen Brief gewiß schon mehre Tage erwartet, doch wollte ich nicht früher schreiben, bis ich mit Bestimmtheit Ihnen den Tag unserer Einschiffung melden konnte. Uebermorgen geht das Schiff von hier ab, welches uns bis an die Küsten unseres neuen Vaterlandes bringen wird. Der Capitain, ein Amerikaner, glaubt, daß die Reise in sieben bis acht Wochen zurückgelegt werden würde; das Schiff selbst ist geräumig und stark. In Rotterdam, wo ich meinen Nachen so zu sagen verschenken mußte, konnte ich keine Gelegenheit zur Ueberfahrt finden, obgleich man mich acht Tage hingehalten hat; ich mußte also mit den Meinigen und all meinen Habseligkeiten mich hieher wenden, was mir sowohl Zeit als Geld gekostet hat. Dies Herumtreiben, besonders hier in den Hafenstädten, der stete Verkehr mit den rohen Seeleuten hat etwas sehr Widriges für einen Mann, der an ländliche Ruhe gewöhnt ist. Sie können daher denken, daß ich mich nach den Wäldern Amerika's sehne, um mir zu schaffen, was ich daheim verlassen, und dabei ein freier, unabhängiger Mann zu sein. Morgen ist der letzte Tag, den ich in Europa zubringe — es sind ernste Betrachtungen, die mich bei diesen Gedanken bewegen, aber zugleich frohe Hoffnungen auf die Zukunft. Leben Sie

wohl, lieber Freund, die Meinigen sind gesund; von Neu-York schreibe ich Ihnen wieder. Grüßen Sie Ihre gute Frau und alle Freunde und Bekannte — auch den Rhein — und so oft Sie die schlanke Spitze des Kirchthurms von Wertheim sehen, gedenken Sie Ihres fernen treuen Freundes

Winter."

„Von Agnes, der ältesten Tochter, lag folgender Brief an meine Frau bei."

„Liebe Tante!" — so nannte sie meine Frau stets, obgleich wir eigentlich nicht verwandt sind.

„Der Vater schreibt, und da kann ich den Brief unmöglich abgehen lassen, ohne Ihnen zu melden, wie es uns bisher ergangen hat. Schlecht, liebe Tante, wenn ich offen sprechen soll, obgleich keiner von uns sich so äußern darf, denn der Vater würde darüber böse werden. Ach! was giebt es für Menschen in der Welt — ich hätte es nie geglaubt! Wie sind sie so ganz anders in Wertheim und am Rhein. Hier in Holland möchte ich um keinen Preis wohnen — Alles ist eben, nicht der kleinste Berg; soweit das Auge reicht, eine Fläche, und oft mehr Wasser als Land. Selbst die Straßen in den Städten bestehen zum Theil aus Wasser, worauf große Schiffe fahren. So ist es z. B. in Rotterdam. Wir konnten dort kein Schiff für Amerika

finden; alle Tage kamen Leute zum Vater, häßliche Männer mit weiten Hosen und Theerjacken, die immer von einem Schiffe sprachen, sich Geld bezahlen ließen und doch nicht Wort hielten. Der Vater war sehr ungehalten darüber, besonders da er auch unsern hübschen großen Nachen, der uns so treulich bis nach Rotterdam gebracht hatte, für einen Spottpreis verkaufen mußte. Endlich entschloß er sich kurz und wir reisten hierher. Vorher fuhren wir jedoch am Sonntag Nachmittag von Rotterdam nach Vlaardingen, um das Meer zu sehen. Ich kann Ihnen die Empfindungen beim Anblicke desselben kaum schildern. Wir standen Alle, ohne ein Wort zu reden. Es kam mir vor, als ob diese ungeheure Wassermasse in der Ferne höher wäre und sich auf uns stürzen müsse. Die Wellen hatten weiße Schaumköpfe, besonders am Ufer, an das sie mit großer Gewalt anschlugen. Und dort müssen wir hinüber, weit, weit fort! ehe uns ein anderes Land aufnimmt. Ach! es kann dort nicht so schön sein, als am Rhein und in Wertheim — doch es ist nun einmal unsere Bestimmung und ich will jede Klage, jeden Seufzer unterdrücken, wie die gute Mutter, um dem Vater nicht noch mehr Sorgen zu bereiten, als er schon hat. Die Mutter läßt Alle und besonders Sie, liebe Tante, recht herzlich grüßen. Rudolph und Anette

(seine junge Frau, mit der sich der älteste Sohn Winters zwei Tage vor ihrer Abreise verheirathete, schaltete Dalberg ein), Clärchen und Eduard ebenfalls. Bestellen Sie nur ja unsere Grüße an Alle in Wertheim. Die kleine Marie ist seit einigen Tagen etwas unruhig, doch wird es hoffentlich bald vorübergehen. Wenn ich wieder an Sie schreibe, liebe Tante, bin ich schon in dem fernen Amerika — ich kann mir nicht denken, daß es dort so schön ist, wie der Vater immer erzählt. — Nun leben Sie herzlich wohl. Nochmals tausend Grüße von Ihrer Sie herzlich liebenden

Agnes."

„Dies sind die beiden ersten und zugleich die letzten Briefe aus Europa," bemerkte Dalberg; „der folgende ist aus Neu-York. Die Geschichte meines Freundes entwickelt sich, indem ich die Briefe vorlese, ohne mildernde Uebergänge, aber so, wie ich sie selbst erfahren, deßhalb enthalte ich mich auch jeder weiteren Einleitung, sondern gebe Ihnen den folgenden Brief."

Neu-York am 20. Januar 1838.

„Tiefes Leid erfüllt meine Seele, und ich bedarf die Kraft des Mannes, um es zu tragen. Meine theure Frau — ist nicht mehr — und auch die kleine Marie ist von der Erde zu den Engeln gegangen. Sie haben

beide Amerika nicht gesehen und nicht einmal ein Grab in der Erde gefunden! — das Meer hat sie aufgenommen — das wüste Meer, wovor meine gute Elise stets eine so große Angst hatte, als hätte sie es geahnet, daß man sie bald tief hinab in seinen feuchten kalten Schooß senken würde."

„Die kleine Marie kränkelte schon bei unserer Abreise. Das Schiff war keineswegs ein so guter Segler, als wofür man es ausgegeben, dazu kamen widrige Winde und heftige Stürme. Noch ehe wir in den Bereich des Passats gelangten, war unser Herzens-Mariechen schon gestorben. Wie sehr uns dies erschütterte, namentlich meine Frau — Sie mögen es sich selbst sagen. Wir befanden uns bereits zwei Monate in See, und noch eine gute Strecke von der amerikanischen Küste, als die mitgenommenen Vorräthe, namentlich das Wasser auf die Neige ging, weßhalb die ohnehin kleinen Portionen verringert werden mußten. Meine Frau lag schon 14 Tage in dem engen schaukelnden Bette, schwer erkrankt, ohne daß Jemand besonderen Antheil an uns genommen hätte, als dieser Nothzustand eintrat. Auch ihr, der Kranken, welche an einem heftigen Durste litt, verweigerte man hartherzig jede Vergrößerung der Wasserportion, so daß wir ihr von dem unsrigen abgeben mußten. Es sind

kalte, gefühllose, aber feste und entschlossene Menschen diese Amerikaner! Kaum wieder aus dem Bereich des Passats, trafen uns neue Stürme, so daß während vier Tagen alle Lucken geschlossen werden mußten und das Schiff wie eine Nußschale auf den wilden Wogen umhergeworfen wurde. Schon am zweiten starb meine arme Frau — nachdem sie ihre zitternde matte Hand zuvor segnend auf das Haupt jedes ihrer Lieben gelegt hatte. Als das Meer wieder ruhiger geworden, senkte man sie hinab. Das Schiffsvolk benahm sich dabei, wie bei jedem andern Manöver, welches ihnen befohlen wurde — nur wir — wir — doch ich will nicht diese traurigen Einzelnheiten meines harten Schicksals erzählen. Halb verhungert und abgezehrt erreichten wir endlich den ersehnten Hafen von Neu-York nach einer 14wöchentlichen Fahrt."

„Meine Hoffnungen, ich fühlte es, als ich das Land der Verheißung erblickte, waren gebrochen. Hielte mich der Gedanke nicht aufrecht, daß Gottes Rathschluß mich auch in der Heimath getroffen hätte, ich würde meinen Entschluß bereuen. Doch ich darf den Muth nicht verlieren, ich bin es den Meinigen schuldig, ihnen das wieder zu gründen, was sie durch meinen Willen aufgegeben haben. Schon seit 14 Tagen sind wir hier, die Jahreszeit ist nicht geeignet zum Reisen, dennoch

werden wir bald aufbrechen, denn es thut Noth das Meinige zusammen zu halten. Jeder sucht hier Vortheil zu ziehen und uns zu täuschen und zu betrügen. Wir werden von hier nach Pittsburg zu Lande über die Alleghany und von dort den Ohio hinab nach St. Louis gehen. Hoffentlich ist in drei bis vier Wochen die Schifffahrt offen, denn viel Zeit haben wir nicht zu verlieren, da ich den Missouri bis Jefferson hinauf zu fahren gedenke, um in der dortigen Gegend mich anzukaufen. Es hat auf der anderen Seite sein Gutes, daß meine Angelegenheiten mich vollständig in Anspruch nehmen und meinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung geben. Leben Sie wohl, theurer Freund, ach! wie sehne ich mich nach einer Nachricht aus der Heimath, schreiben Sie mir nach St. Louis, post restant, ich werde dafür sorgen, daß der Brief mich findet. — Meine Seele ist voll Trauer, aber mein Muth nicht gebrochen — Gott sei mit Ihnen und den Ihrigen.

Ihr treuer Freund

Winter."

Von Agnes Hand stehen die wenigen Zeilen unter dem Briefe:

„Viele, viele, hunderttausend Grüße! Die gute Mutter und unser herzens kleines Mariechen können

keine mitsenden, sie schlafen im Meer und blicken von oben hinab auf den schönen Rhein, den wir Alle nie wieder sehen werden. Ach! ruhten sie wenigstens auf dem stillen, freundlichen Kirchhofe in Wertheim! — Wir weinen recht viel, wenn es der Vater nicht sieht, denn der hat an seiner eignen Trauer genug zu tragen. Ich darf nicht mehr schreiben. — Grüßen Sie Alle, Alle vielmals von Ihrer Sie herzlich liebenden

Agnes."

„Ohne weitere Einleitung," fuhr Dalberg fort, während die Zuhörer in tiefem Schweigen da saßen, „gehe ich zum dritten Briefe meines Freundes über, er ist der längste — und auch zugleich der letzte von seiner Hand; die spätere Nachricht kam von Agnes allein. Nachdem fast ein Jahr verflossen, ohne daß ein Brief eingelaufen, kam endlich der folgende:

Bei Liberty am 14. November 1839.

„Lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, — ich wollte wenigstens erst eine bestimmte Heimath haben, ehe ich Ihnen mein ferneres Ergehen meldete. Der liebe Gott sendet mir schwere Prüfungen, als ob er mich strafen wollte, daß ich meine Heimath, wo es mir wohl erging, verlassen und die Meinigen gegen ihren Willen in dieses wilde Treiben gebracht habe. Ich bin jetzt

mit meinen vier Kindern allein, denn Rudolphs Frau ist bereits vor acht Monaten, bald nach unserer Ankunft in St. Louis, gestorben. Der arme Junge ist darüber so melancholisch geworden, daß wenig mit ihm auszurichten ist, und so ruht die Hauptlast aller Arbeit auf mir. Wir müssen tüchtig arbeiten, lieber Freund, mehr wie je ein Knecht bei mir zu schaffen nöthig hatte; denn Niemand hilft uns, und ich bin nicht mehr wohlhabend, sondern ein armer Mann."

„Sie wundern sich wie das gekommen, und zwar hier in Amerika, wohin man doch nur geht, um reich zu werden — ich will es Ihnen erzählen: Nach mancherlei Beschwerden, und mit Aufopferung der Hälfte meines Vermögens kamen wir endlich im März nach St. Louis, wo wir uns nur so lange aufhielten, um Erkundigungen über den vortheilhaften Ankauf von Ländereien einzuziehen. Wir trafen dort viele deutsche Landsleute, die uns so viel als möglich behülflich waren und uns mit ihrem Rathe an die Hand gingen. Nach mancherlei Plänen faßte ich endlich den Entschluß mich in der Gegend von Clariton an dem Flusse gleiches Namens anzukaufen. Auf einem der vielen Dampfschiffe, welche den Missouri befahren, schifften wir uns ein, um in zwei Tagen und eben so viel Nächten den Ort unserer Bestimmung zu erreichen. Man hatte mich ge-

warnt auf meine Sachen, namentlich auf mein Geld, genau Acht zu haben, weil man auf den Schiffen sehr leicht bestohlen würde."

„Die Schiffe heitzen alle mit Holz und müssen, weil sie nicht so viel, als sie zur ganzen Fahrt gebrauchen, häufig neues einnehmen. Es leben viele Menschen davon, an den Ufern Holzhaufen aufzuschichten, welche sie in den Wäldern fällen, die ihnen nicht gehören, aber bis an die Ufer des Stromes gehen. Das Schiff, welches Holz bedarf, legt an eine solcher einsamen Holzstationen an, und dann müssen die Passagiere des Vorderdecks mit den Matrosen Holz tragen, sofern sie sich nicht durch ein höheres Frachtgeld von dieser Verpflichtung befreit haben. Dabei geht es sehr eilig, wild und rücksichtslos zu, wie ich auf meiner früheren Fahrt bemerkt hatte, weßhalb ich für die Meinigen und mich das höhere Passagiergeld bezahlte. Nur einen geringen Theil meiner Baarschaft vertraute ich dem Koffer an, das andere trug ich in einer ledernen Börse unter meinem Rocke um den Leib."

„Das Schiff, die Jenny, war sehr voll. Alle Nationen der Erde sprachen durch einander, der bei weitem größte Theil der Passagiere bestand jedoch aus Amerikanern. Wir fuhren Nachmittags von St. Louis und

erreichten, als es zu dunkeln begann, den Missouri. Das Wetter wurde stürmisch und die Nacht sehr finster. Ungeachtet dieser Hindernisse setzte das Schiff seine Fahrt fort. In der Cajüte war es heiß und dunstig der vielen Menschen wegen, welche dort bunt durch einander lagen, oben konnte man sich aber nicht aufhalten. Nach und nach wurde es stiller, Jeder hatte sich so gut es gehen wollte zum Schlafen eingerichtet. Ich saß auf der Erde, den Kopf auf einen meiner Kasten, die Meinigen um mich her. Das Licht verlosch und man hörte nur Schnarchen und tiefes Athmen."

„Plötzlich stockte das einförmige Arbeiten der Maschine und der Ruf: „Heraus zum Holz holen!" tönte oben auf dem Verdeck. Alles kam in Bewegung. Ein Matrose erschien mit Licht, leuchtete Jedem in das Gesicht und diejenigen, welche sich von diesem Geschäft nicht losgekauft hatten, wurden ohne jede Rücksicht herausgeholt. Es entstand ein wilder Lärm, Zanken und Toben, denn es regnete. Die nach dem Ufer gelegten Bretter waren schmal und glatt, so daß es mit Gefahr verbunden blieb, sie mit einem schweren Holzscheit zu überschreiten. Auch wußte Jeder, daß, wenn er bei dieser Finsterniß in den wild strömenden Fluß fiel, seine Rettung ziemlich unwahrscheinlich sein würde. Es half jedoch nichts, das Holz mußte herüber und bald hörten

wir unten in der Cajüte das Niederwerfen der Holzstücke auf dem Deck."

„Es hatte dies fast eine halbe Stunde gewährt und unten bei uns war es wieder ruhiger geworden. Das Licht hatte man wieder entfernt und die Zurückgebliebenen erfreuten sich in bequemeren Lagen des Schlafes. Auch ich begann zu schlummern, da fühlte ich eine Hand leise über meine Brust gleiten. Ich dachte es sei Clärchen, welche an meiner Seite schlief und mich oft im Schlaf angstvoll umfaßt hatte. Im halb wachen Zustande sprach ich mit dem Kinde, — plötzlich fühle ich einen heftigen Ruck, noch einen zweiten und, ehe ich mich vollständig ermuntere, ist meine Geldkatze abgeschnitten und abgerissen. Ich sprang auf, fiel aber sogleich über einen Schlafenden, ich schrie, rief nach Licht, daß ich bestohlen sei und suchte vor Allem die Treppe zu gewinnen, wo ich Wache hielt, damit Niemand hinauskäme. Der Dieb mochte aber wohl längst das Weite gewonnen haben. Der Capitain hörte mich mißtrauisch an, denn hier hält man jeden für einen Schurken; es wurden einige Nachsuchungen gehalten — aber in dem Tumult, in der Finsterniß, und da das Schiff am Lande lag, wie voraus zu sehen war, nichts entdeckt."

„Als die Sonne aufging und es hell wurde, hatte

ich die sichere Ueberzeugung ein armer Mann zu sein. — Glauben Sie mir Dalberg, mein Muth wurde dadurch nicht gebeugt, er ist es auch noch nicht! Lebte nur meine gute Frau noch, es wäre Alles gut — und doch ist es vielleicht besser, daß sie gestorben — unser jetziger Zustand würde ihr Herz brechen."

„Was mir blieb, war sehr wenig — ich habe dafür zwanzig Acker Landes gekauft, hier sechszehn englische Meilen von Liberty, wovon erst drei Acker urbar waren, das andere schöner Hochwald, der am Rheine etwas werth wäre. Wir haben uns ein kleines Häuschen gebaut und im Laufe des Sommers noch drei Acker urbar gemacht. Der Boden ist gut und fruchtbar, aber die Bestellung erfordert viele und harte Arbeit, an die ich kaum in diesem Maaße mehr gewohnt bin. Wir wohnen einsam und abgelegen, die nächste Farm ist zwei Stunden. Unser Viehstand besteht in zwei Kühen und acht Schweinen. Wenn uns Gott Leben und Gesundheit schenkt, hoffe ich dennoch mich durchzuschlagen. Sie versprachen bei unserer Abreise uns zu folgen — obgleich es die größte Freude meines Lebens sein würde Sie und die Ihrigen wieder zu sehen, so bitte ich Sie doch inständigst — bleiben Sie am schönen Rhein und lassen Sie sich nicht verlocken mir nach zu kommen. — Noch immer habe ich keine Nachricht von Ihnen — Sie

haben gewiß geschrieben, aber es hält schwer, daß ein Brief mich finde. Ich muß mich daher begnügen an Sie und alle die Lieben daheim zu denken und für ihr Wohl zu beten. Gott mit Ihnen.

Ihr treuer Freund

Winter."

„Nun der fünfte und letzte Brief," sagte Dalberg nach einer kleinen Pause, „er ist von Agnes und zehn Monate später geschrieben:

Bei Liberty am 16. September 1840.

„Der Vater hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben — der arme Vater — er mag es, er kann es selbst wohl nicht. Seien Sie nicht böse, wenn der Brief nicht ganz verständlich wird, auch wenn manche Worte von meinen Thränen verlöscht sind. Clärchen und Eduard sind todt. — — Sie starben an einem bösartigen Fieber, Eduard zuerst, Clärchen acht Tage später. Sie haben recht gelitten und viel Hülfe konnten wir ihnen nicht gewähren, denn ein Arzt ist hier nicht zu haben. — Unser kleines Besitzthum wird Morgen öffentlich in Liberty versteigert. — Der Vater mußte während der Krankheit eine geringe Summe aufnehmen, die er nicht bezahlen kann. — Er und Rudolph sollen sie abverdienen und als Knechte arbeiten, aber dazu ist der Vater

nicht zu bewegen und so ziehen wir denn in wenigen Tagen fort — weit nach Westen an die äußerste Grenze in die Wälder, Vater, Rudolph und ich. — Was wir mitnehmen ist nicht so viel, als der ärmste Bauer in Wertheim besitzt. Der Vater ist still und verschlossen, nur selten spricht er ein Wort. Mich sieht er zuweilen recht traurig an, — und dann kann ich es nicht lassen, so viel Mühe ich mir auch gebe — ich muß weinen, weinen, — recht lange weinen. Ich soll nicht klagen gegen Sie, der Vater hat es mir ausdrücklich untersagt — und so will ich es denn auch nicht thun. O! könnte ich nur noch ein Mal von Ferne die Umrisse unserer Berge sehen — ich wollte gern sterben. — Sie werden wohl wahrscheinlich nichts mehr von uns hören, denn von dort, wo wir hinziehen, ist keine Verbindung möglich. — — So nehmen Sie denn und Alle in der lieben, schönen Heimath, unsere letzten, herzlichen Grüße, unser letztes, letztes Lebewohl.

Agnes."

Längere Zeit schon hatte Dalberg geschwiegen, ohne daß einer der Anwesenden die Stille, welche eingetreten, unterbrochen hätte. Jeder gab sich den wehmüthigen Gefühlen hin, welche durch die Vorlesung dieser Briefe erzeugt worden waren. Southey war der Erste, welcher das Gespräch begann, er hatte mit steigender Auf-

merksamkeit zugehört und oft schien es, als ob eine Frage auf seinen Lippen schwebte.

„Sie versprachen den Schluß uns mündlich zu geben, Dalberg, thuen Sie es, ich bitte Sie sehr darum."

„Gern," erwiederte dieser: „Bereits nach Empfang des vorletzten Briefes hatte ich tausend Thaler nach Liberty gesendet, und Winter gebeten, sie von mir anzunehmen und sie mir oder meinen Kindern in bessern Tagen zurück zu erstatten, ich wußte, daß er nur unter dieser Bedingung davon Gebrauch machen würde. Agnes Brief belehrte mich, daß er den Meinigen bei seiner Abreise von Liberty noch nicht erhalten hatte. Wir hörten nichts mehr von den Verschollenen und es blieb uns nur übrig ihr trauriges Schicksal zu beklagen. — Es waren fünf viertel Jahre seit dem Empfange des letzten Briefes vergangen, als wir vor ungefähr drei Monaten meine Frau und ich Abends hier zusammen saßen, und unsere Gedanken, wie häufig, sich mit den fernen Freunden beschäftigten — da öffnete sich die Thür — und Agnes stand vor uns!"

„Agnes!" rief Southey, Agnes hier?"

„Sie stand unbeweglich, ohne ein Wort reden zu können. Als sie die bekannten Räume, in denen sie so oft mit den Ihrigen heitere Stunden verlebt hatte, als sie uns wieder sah — da brach sie in ein lautes,

heftiges Weinen aus, das all unsere Bemühungen eine lange Zeit nicht zu stillen vermochten. Endlich kam es zu Fragen und Erörterungen."

„Wo ist der Vater, wo ist Rudolph? war das Erste, was ich von ihr zu wissen verlangte."

„Todt, todt," antwortete sie, kaum der Sprache mächtig — „Alle sind sie todt, ich allein bin übrig geblieben." — Doch erlassen Sie mir die genaue Schilderung dieser ergreifenden Scene — auch Winter und sein letzter Sohn waren gestorben, weit, tief in den Urwäldern Amerika's. Zwei mitleidige Jäger haben ihn beerdigt. Agnes erfaßte unwiderstehlich das Heimweh, sie suchte und fand den Rückweg nach Liberty. Hier erreichte sie glücklicher Weise mein Brief und setzte sie in den Stand die Rückreise in die Heimath in ordentlicher Weise zu bewirken."

„Und jetzt ist sie hier?" fragte Southey wieder, „hier bei Ihnen, Dalberg?"

„Sie hält sich seit vierzehn Tagen in Wertheim auf; schon gestern wollte sie zurückkehren, heute erwarte ich sie jeden Falls."

Draußen auf dem feinen Sande hörte man in diesem Augenblick den leisen, knisternden Ton eines leichten Schritts. Es trat eine tiefe Stille ein, denn man erwartete den einzigen lebendigen Zeugen Alles dessen,

was bisher nur eine Erzählung gewesen. Southey war unwillkührlich aufgestanden und der Thüre näher getreten. Sie öffnete sich und ein junges Mädchen mit schönen, vom Schmerz geläuterten Zügen zeigte sich in ihrem Rahmen.

Befremdend sah sie sich um, ihr Blick fiel auf Southey; forschend und mit dem Ausdrucke der Angst haftet er auf ihm; er ist wie festgebannt, ogleich große Thränen ihn verschleiern. Ihr Körper bebt — krampfhaft drückt sie die eine Hand vor die Augen, während sie die andere gegen Southey ausstreckt. So steht sie, im Begriffe umzusinken, als sie Dalberg unterstützt.

„Was ist Ihnen, theure Agnes, was ist Ihnen? reden Sie, um Gotteswillen, reden Sie!"

Noch immer ist sie der Sprache nicht mächtig, noch immer zeigt ihre Hand auf Southey. — —

„Ich bin einer von den beiden Jägern, Dalberg, welche Ihrem unglücklichen Freunde den letzten Liebesdienst erwiesen," sagte der Amerikaner mit tiefer, bebender Stimme, während an seinen Wimpern eine Thräne perlte.

Eine wohlthätige Ohnmacht umfing die arme Agnes, die so plötzlich durch einen lebendigen Zeugen an den traurigen Tod ihres Vaters erinnert worden war.

6.

Sowohl auf Dalberg und seine Familie, als auf Agnes und Southey hatte die Entdeckung, daß der Letztere dem alten Winter das stille Grab in der kleinen, einsamen Lichtung von Amerika's weiten Wäldern hatte bereiten helfen, und Agnes bei dem schwersten und traurigsten Geschäfte ihres Lebens hülfreich zur Seite gestanden, einen tiefen Eindruck gemacht.

Southey hatte aufgehört ein Fremder zu sein, er war eine handelnde Person in jenem Drama geworden und dadurch in nahe Beziehungen, sowohl zu Dalberg, als zu Agnes getreten. Dies gab ihrem Umgange einen besondern Reiz und zugleich eine wehmüthige und doch beruhigende Färbung.

Southey fühlte sich zu dem jungen Mädchen hingezogen, welches er einsam und von allen Menschen verlassen weit entfernt in Amerika's Urwäldern kennen gelernt hatte, das ihm dann auf eine so räthselhafte Weise entflohen war, und das er nun hier am Rhein bei seinem Freunde so ganz unerwartet wieder gefunden. In Agnes dagegen, bei welcher durch Southey's Wiedersehen der Schmerz um den Verlust ihres Vaters und all der Ihrigen auf eine erschütternde Weise angeregt

worden, erstand ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihrem Vater den letzten irdischen Dienst geleistet, ein Gefühl kindlicher Dankbarkeit, worin unbewußt eine wohlthuende Fortsetzung der großen Liebe lag, mit welcher sie an ihrem Vater gehangen hatte.

Man lebte daher auf Fernheim anscheinend still, und jede lärmende Freude meidend, aber voll beseligender, wenn auch wehmuthsvoller Ruhe. Die einzige Person, in deren Innern es vielleicht nicht so stand, war Frau von Boosfeld; sie fand jedoch sogleich auch hier den richtigen Ton, und gewiß hätte Niemand von ihr sagen können, daß die sonderbaren Fügungen des Geschicks, welche in Fernheim zu Tage gekommen, einen weniger tiefen Eindruck auf sie gemacht hätten, als auf die anderen Personen.

Agnes sprach wenig und selten, sie war still vor sich hin, aber freundlich und zuvorkommend. Frau von Boosfeld bemühte sich besonders gegen sie in jeder Hinsicht wohlwollend, ja sogar dienstfertig zu sein, was für das junge, natürliche Mädchen oft peinlich wurde, auf die Uebrigen aber und besonders auf Southey einen wohlthuenden Eindruck machte.

Einige Tage nach dem eben beschriebenen Abend, als Southey mit Agnes und Frau von Boosfeld in einer Weinlaube saß und alle drei sich an der magischen

Beleuchtung des oberhalb Coblenz liegenden Gebirges ergötzten, welches in malerischen wilden Linien nach dem Rheine abfällt, lenkte er das Gespräch nach und nach auf jene traurige Stunde, in welcher er Agnes zuerst gesehen. Er that dies zum Theil, weil er fühlte, daß es nothwendig sei, diese Wunde bluten zu lassen, wenn sie heilen solle, dann aber auch, weil er zu erfahren wünschte, auf welche Art Agnes den Nachforschungen seines in solchen Geschäften erprobten damaligen Gefährten, sowie seinen eignen entgehen und ohne Beistand den weiten Weg von den Ufern des Elkhore bis Liberty hatte zurücklegen können.

Agnes willfahrte gern Southey's Wunsch. Lag doch bereits fast ein Jahr zwischen dem Todestage ihres Vaters und dem heutigen, so daß ihre Seele mit gemildertem Schmerze auf diesen Erinnerungen weilte.

„Als ich aus meinem Schlafe erwachte," begann sie, „war es Nacht; ich hatte von Wertheim geträumt, wie ich oft that, aber lebhafter als je, und die Heimath war mir so lieblich im Traume erschienen, daß ich einer längeren Zeit bedurfte, um mich wieder in die schreckliche Lage, worin ich mich in der Wirklichkeit befand, zu versetzen. Der Gedanke, augenblicklich den Rückweg anzutreten, durchzuckte mich wie ein zündender Blitzstrahl; jeder Augenblick den ich zögerte, kam mir

wie verloren vor. Mich erfaßte zugleich eine namenlose Angst, ich möchte daran verhindert werden; dies dachte ich, würde gewiß durch Sie und Ihren Gefährten geschehen, weil Sie die Ausführung dieses Unternehmens für eine Thorheit halten und mir aus guter Absicht Hindernisse in den Weg legen würden."

„Leise stand ich auf, füllte eine Tasche mit gedörrtem Maiß und schritt, ohne daß Sie es bemerkten, an Ihnen vorüber. Ein kleines Säckchen mit Erde von dem Grabe des Vaters und Rudolphs nahm ich mit auf den Weg, dann lief ich, als ob ich verfolgt würde, weiter. Ich wußte, daß ich, um mein Ziel zu erreichen, dem Laufe der Gewässer folgen mußte. In den Wäldern war es dunkel und schweigsam, doch gab das Licht des Mondes eine unsichere Helle. Meine Angst, von Ihnen verfolgt zu werden, mehrte sich bei jedem Schritte, und zuletzt hatte ich nur noch diesen Gedanken. Der kleine Bach, welcher nahe bei unserer Wohnung floß, hatte ein sandiges Bette; aus den vielen Erzählungen über die Listen der Indianer, unserer nächsten Nachbaren, wußte ich, daß sie, um sich der Verfolgung zu entziehen und ihre Spuren zu vertilgen, oft lange in den Bächen und Flüssen fortgehen. Ich beschloß ein Gleiches zu thun und setzte meinen Weg in dem Bette des Baches bis dahin fort, wo er sich

in den Elkhore ergießt. Als ich diesen Punkt erreichte, welcher, wie ich wußte, zwei Stunden von unserer Wohnung entfernt war, wurde es Tag. Ich trat nicht aus dem Wasser, sondern überschritt erst den an dieser Stelle seichten Fluß."

„Ich fühlte mich sehr ermüdet und schlief im Schutze der nahen Bäume bald ein. Als ich erwachte, stand die Sonne schon am westlichen Himmel — ich hatte wieder recht heiter von meiner Heimath und den Meinigen geträumt; es war, als ob der liebe Gott durch diese Träume, die sich stets wiederholten, mir Kraft zur Ausführung meines gewagten Unternehmens verleihen wollte."

„Jetzt, nachdem ich etwas ruhiger geworden, erkannte ich erst das Schreckliche meiner Lage. — Ich habe wohl noch eine Stunde an jener Stelle gesessen, ehe ich aufbrach und nichts gethan, als geweint. Ich kämpfte lange mit dem Entschlusse umzukehren, um da zu sterben, wo mein Vater und Rudolph begraben waren. — — Da hörte ich plötzlich eine Stimme meinen Namen rufen und sah bald darauf den alten Jäger drüben aus dem Gebüsche treten; er untersuchte genau die Ufer des Flusses, rief noch mehrmals und verschwand dann wieder in den Wäldern. Bei seinem Anblick erwachte in mir sogleich die frühere Angst; kaum war er fort,

so eilte auch ich weiter, immer dem Laufe des Flusses nach. Ich wanderte weiter bis es ganz dunkel war, dann suchte ich mir wieder ein Lager auf dem Moose des Waldes."

„Am dritten Tage, meine Nahrungsmittel waren aufgezehrt, erreichte ich die Ausmündung des Elkhore in die Nebrasca. Dieser größere Fluß strömt durch das Gebiet der Pawnee-Indianer und ergießt sich unfern des Punktes, wo er den Elkhore aufnimmt, in den Missouri. Oefter hatten Indianer unsere einsame Wohnung aufgesucht, ohne uns jemals Schaden zugefügt zu haben. Der Verkehr mit ihnen hatte mir die Kenntniß einiger Worte ihrer Sprache verschafft."

„Als ich einsam an der Nebrasca hinabwanderte und um eine Waldecke kam, erblickte ich das Canoe eines Indianers am Ufer liegen. Der Führer desselben war nicht sichtbar. Zuerst stieg der Gedanke bei mir auf, mich darin zu setzen und mich der Strömung zu überlassen. Ich würde jeden Falls den Tod gefunden haben, wäre ich dieser Eingebung gefolgt, denn die Nebrasca hat sehr viele gefährliche Stellen — doch diese Befürchtung hat mich damals nicht von der Ausführung abgehalten, nur der Widerwille, fremden Eigenthums, vielleicht des vorzüglichsten Reichthums eines armen Indianers mich zu bemächtigen. Ich beschloß

zu warten und den Indianer, wenn er den Fluß hinabführe, zu bitten mich mitzunehmen."

„Nach mehren Stunden kam er und noch ein anderer, mit Büffelfellen beladen. Es dauerte eine Zeit lang, ehe wir uns verständigten; ich erfuhr, daß sie nach Liberty wollten, um die Felle zu verkaufen, und meine Bitten bewogen sie endlich, nachdem sie leise sich berathen, mich mitzunehmen. Das kleine Fahrzeug hatte kaum für uns und die Büffelfelle Raum, es schoß aber rasch den Fluß hinab. Schon nach zwei Stunden befanden wir uns im Missouri und am Abende des folgenden Tages landeten wir zu Liberty."

„Hier eilte ich sogleich zu unseren Bekannten und erhielt Dalberg's Brief mit dem Gelde. Ach! hätte ihn mein guter Vater — doch —. Zuerst belohnte ich meine Reisegefährten, die mich verwundert ansahen, aber mit unveränderter Ruhe den unerwarteten Gewinn empfingen. Schon am folgenden Tage flog ich auf einem schnellen Dampfschiff den Missouri hinab und reiste, ohne mich aufzuhalten, bis Neu-Orleans. Hier mußte ich drei Wochen verweilen, bis ein Packetboot nach Europa abging, in welcher Zeit ich eine englische Familie kennen lernte, an welche ich mich anschloß und unter deren Schutz ich die Reise bis London glücklich zurücklegte. — Von dort ist es, wie Sie wissen, nicht mehr

weit bis nach Wertheim — und so bin ich hergekommen!"

Es hatte etwas Rührendes ein so junges Mädchen in dieser Weise von ihren Schicksalen erzählen zu hören.

Agnes selbst fühlte dies jedoch nicht, sie sah auch jetzt nichts Ungewöhnliches in dem was sie gethan; ihre weite und abentheuerliche Reise verlor sich in ihren Erinnerungen, weil ihre Gedanken stets nur auf einen Gegenstand, auf den Verlust all der Ihrigen zu haften vermochten.

Die Zeit verrann auf Fernheim sehr angenehm, die Jahreszeit und die an Schönheiten so reiche Gegend lud nicht nur zu Spatziergängen, sondern auch zu weiteren Partien ein, auf denen es stets heiter und fröhlich zuging. Agnes nahm an den letzteren selten Theil, sie vermochte eine Gesellschaft glücklicher Menschen noch nicht zu ertragen, gleich wie ein vom Mutterstamme gerissener und versetzter Zweig das Sonnenlicht nicht auszuhalten vermag, ohne zu welken.

Die Seele von Allen war dagegen bei diesen Gelegenheiten Frau von Boosfeld. Sie entwickelte eine Liebenswürdigkeit und eine Biegsamkeit des Geistes, welche Jeden entzückte, weil ein Jeder Dasjenige darin wieder fand, was er vorzugsweise liebte. Unter den Theilnehmern bei den größeren Ausflügen befand sich,

außer Southey, fast immer der Freiherr von Fademann und der Dr. Kraft.

Ersterer hatte vorläufig gar keine andere Beschäftigung, als das Vergnügen, und des letzteren Praxis „befand sich erst im Entstehen,“ so daß auch ihm hinreichend Zeit zum Wandern in die schöne Gegend übrig blieb, wobei er noch den wesentlichen Vortheil hatte, daß die Leute im Städtchen glaubten, er bediene auswärtige Kranke.

Eines schönen Morgens bestieg die Gesellschaft das Dampfboot und fuhr den Rhein hinab. Bald war Neuwied erreicht und schon nahte das alterthümliche Andernach, wo die Berge, ähnlich wie bei Bingen, wieder bis dicht an das Ufer treten, und in früheren Zeiten offenbar nur dem gewaltsamen Drucke der hoch aufgestauten Wassermassen gewichen sind. Noch eine halbe Stunde verweilte man auf dem Schiffe, dessen scharfer Kiel eilig die grünen Wellen des Rheines durchschnitt, dann, bei dem Dorfe Brohl, verließ man dasselbe, um in dem Thale gleichen Namens nach dem Laacher-See zu wandern.

Der Weg zog sich das anmuthige und zugleich wilde Thal hinauf. Die Berge bildeten oft schroffe, fast senkrecht abfallende Wände, zwischen denen der Bach in den mannigfachsten Windungen hinabrauschte. Bald wurde

die Aussicht weiter und die Höhen waren mit dem frischen, saftigen Grün des Mai's überdeckt, bald glaubte man der Weg müsse aufhören, weil eine hohe, steile Felswand sich quer hineinlegte und jeder Fortsetzung ein Ende zu machen schien. In kurzer Zeit gelangte man zu den Traßgruben, zu jenen Höhlen, die in die weichen Seiten der Berge gegraben, durch ihre Form und die seltsamen stehengebliebenen und theilweise nachgestürzten Strebepfeiler an ägyptische Grabmäler und die Ruinen vom Memphis erinnern.

Indem man sich so den mannigfachen Schönheiten dieses Thales hingab, erreichte man unmerklich den Brunnen von Tönnisstein, dessen Eisen- und Kohlensäure haltiges Wasser, mit etwas Wein und Zucker vermischt, zu einem lieblich kühlenden Trank aufbraust.

Von Tönnisstein zog sich der Weg steiler den Berg hinan, dagegen lohnte die Aussicht von der nicht ohne Mühe erstiegenen Höhe. Das Siebengebirge mit seinen schön gezogenen Linien winkte aus duftiger Ferne freundlich herüber, während das ganze Rheinthal, bis oberhalb Coblenz, bald sichtbar, bald nur durch den Zug vortretender Berge angedeutet, zu den Füßen der Schauenden lag.

Nachdem man diese Fernsicht, wie sie unzählige Punkte des höheren Rheingebirges darbieten, hinlänglich

bewundert, betrat man die Schatten des Waldes, der sich bis an die Ufer des Laacher=See's hinzieht. Immer noch ging es bergan und die Ungeduld der Erwartung mehrte sich mit jedem Augenblick.

„Da habt Ihr ihn!" rief der voranschreitende Dalberg endlich, „da liegt er, immer düster und unheimlich, selbst bei diesem lachenden Sonnenscheine!"

Alles eilte an des Redenden Seite und Jeder nahm schweigend den ernsten Eindruck in sich auf, welchen diese eigenthümliche Landschaft, selbst bei Denen, die sie öfter gesehen haben, immer wieder hervorbringt.

Am Fuße des Berges, auf welchem die Gesellschaft sich befand, lag in einem großen, waldbewachsenen Gebirgskessel der See, still und schweigend, wie rings umher die Natur. Die Wasserfläche war dunkel und glatt, nur an einzelnen Stellen von einer eigenthümlich leisen Bewegung unterbrochen, als ob der tiefe, kühle Grund des See's zuweilen zusammenschauere und sich noch immer nicht der wilden, feurigen Leidenschaften ganz entschlagen könne, welche ihn geschaffen hatten. Die große Wasserfläche glich einem halb erblindeten Spiegel, sie war nicht freundlich, nicht verlockend, nicht zum Bade winkend; sondern ernst, kalt und unheimlich. Am entfernteren Ende lag das Kloster mit seiner schönen Kirche, malerisch im hellen Sonnen-

schein; die Umrisse seiner Thürme und die langen Linien seiner Umfassungsmauern paßten vollständig zu dem landschaftlichen Bilde, von dem es einen Theil ausmachte. Ein Landhaus würde störend, das Gefühl verletzend gewesen sein; und obgleich jene Ruhestätte der menschlichen Leidenschaften jetzt nur dem Ackerbau gewidmet wird, so war es doch für die Phantasie wohlthuend sich dieselbe noch immer als den Aufenthalt der für die Welt abgestorbenen Mönche zu denken.

„Nun aber auch einen Blick zurück!" sagte Dalberg, als Alle schweigend im Anschauen versunken dastanden. „Seht wie tief unter uns das Rheinthal liegt, wie nahe zu unsern Füßen der See, dessen Fläche 800 Fuß über der des Rheines steht — dort wie freundlich und hier? Nun, wie finden Sie den See, gnädige Frau?"

„Er spricht mich mehr an, als ich es ausdrücken kann — es liegt eine Ruhe, ein Friede in dieser Landschaft, von der man nur wünschen könnte, daß sie im eignen Herzen wohnte."

„Eine solche Ruhe wäre mir unerwünscht," bemerkte Southey, „der See kommt mir vor, wie ein Greis, der sich nach einem wilden Leben in die Einsamkeit zurückgezogen hat, den aber dennoch die Gedanken an seine früheren Sünden keine Ruhe gönnen."

„Oder wie ein Mann, den man durch eine falsche Behandlung, z. B. durch zu viel Blutentziehung in der Kraft seiner Jahre zum Greise gemacht hat," sprach der Dr. Kraft.

„Sehr passend!" erwiederte die Boosfeld — „aber finden Sie nicht, daß uns diese Betrachtungen ungewöhnlich sentimental stimmen, besonders unsern Doctor; ich dächte wir suchten wirklich nun das Ufer des See's zu erreichen."

Der Vorschlag wurde angenommen, und bald lagerte die Gesellschaft unten am Wasser unter dem kühlen Schatten hoher Buchen, während die Frauen das grüne Moos des Bodens theilweise mit weißen Tüchern bedeckten und die von dem Diener mitgenommenen Vorräthe darauf stellten.

Die leibliche Nahrung nach einem so angestrengten Marsche verscheuchte bald die verschiedenen Unheimlichkeiten, welche der Anblick des See's hervorgerufen hatte, man fing an, es ganz behaglich und gemüthlich zu finden, wozu jedoch die durch die Bäume und das hohe Schilf eng begrenzte Landschaft mit beitragen mochte.

Nach einigen Stunden Ruhe setzte man die kleine Reise längs dem Ufer des See's fort.

„Dort liegt ein Segelboot," bemerkte Southey, „ich

hätte wohl Lust etwas herumzufahren, wenn ich von dem Eigner die Erlaubniß dazu erhalten könnte."

„Hüten Sie sich," sprach Frau von Boosfeld, „der See ist sehr tief, man sagt an manchen Stellen sei er unergründlich."

„Dann gliche er ja einer Frauenseele," entgegnete Southey lächelnd, „doch dort ist ein Mann, ich werde ihn fragen."

Er kam bald mit der erhaltenen Erlaubniß zurück.

„Nun, will es einer von Ihnen wagen, mein Gefährte zu sein?" fragte er.

„Ich," erwiederte Frau von Boosfeld, indem sie nach einem raschen Blick auf Southey ihre Augen niederschlug — „ich will es wagen."

Frage und Antwort klang fast wie eine Werbung für das Leben und Southey ergriff mit freudigem Blick die kleine Hand der schönen Frau, welche ihm nicht ohne Aengstlichkeit folgte.

„Landet drüben, wo der Weg sich längs dem Berge hinaufzieht," rief Dalberg, „wir werden uns dort treffen."

Southey hatte das Segel aufgezogen, welches, von einem leichten Winde geschwellt, das Boot unmerklich vom Ufer in die Mitte des See's brachte. Er saß im Stern des Bootes, sie dicht vor ihm, mit dem Gesichte ihm zugewendet.

„Sind sie noch ängstlich?“ fragte er, „oder gewährt es Ihnen jetzt Vergnügen, in so kleinem Raum über die tiefe Wasserfläche dahin zu gleiten?“

„Aengstlich war ich überhaupt nicht — aber ich fahre nicht gern in so schwankenden Fahrzeugen auf dem Wasser.“

„Und was bewog Sie denn mir Gesellschaft zu leisten?“

„Nun ich dachte, es würde Ihnen angenehm sein.“ —

„Wirklich? — Konnte Sie das bewegen, Ihre Abneigung zu besiegen?“

„Trauen Sie mir so wenig Selbstbeherrschung zu?“ fragte Sie ausweichend. „Glauben Sie nicht, daß ich um Jemand gefällig zu sein meinen Neigungen entsagen oder meine Abneigungen beherrschen könnte?“

„Ich hatte mehr in Ihrer Antwort gefunden,“ sagte er sie fest ansehend.

„Und was?“ fragte sie ohne aufzublicken.

„Ich dachte, Sie hätten es mir zu Gefallen gethan — so dachte ich — bis ich erfuhr, daß Sie nur einem allgemeinen Zuge Ihres Herzens gefolgt sind. Verzeihen Sie es meiner Eigenliebe, daß ich so kühne Gedanken hegen konnte.“

„Und wenn Sie — nun doch recht gehabt hätten“ — sagte sie zögernd.

„Wenn ich recht gehabt hätte; so läge darin die beglückende Gewißheit, daß Sie mir etwas zu Gefallen, vielleicht etwas — zu Liebe thun könnten" — entgegnete er leiser, obgleich Niemand sie hören konnte, indem er eine ihrer Hände ergriff, die so dicht bei den seinigen ruhten.

„Sie vernachlässigen das Steuerruder Ihres Schiffes," sagte sie lächelnd ihm ihre Hand entziehend — Sehen Sie, wir sind vom richtigen Wege abgekommen."

„Glauben Sie das wirklich, oder macht es Ihnen Freude mit unseren Gefühlen ein Spiel zu treiben?"

„Ich wünschte," sagte sie nach einem längeren Schweigen, „dies kleine schwache Schiffchen zertrümmerte und ich fände das Ende alles dieses vergeblichen Ringens und Strebens in den kühlen, tiefen Wässern dieses unheimlichen See's!"

„Immer diese nutzlose, krankhafte Träumerei, welche den Deutschen niemals verläßt," erwiederte er fast hart.

„Wissen Sie denn, ob die Ergebnisse dessen, was Sie für Träumerei halten, nicht mehr Genuß gewähren, als die, welchen Sie so mühsam durch Ihre materiellen Bestrebungen zu erreichen suchen?"

„Ist denn nur der Genuß das Ziel Ihres Strebens?"

„Nein, der Friede des Herzens — den ich aber niemals erlangen werde."

„Und weßhalb nicht?“

„Weil mich Niemand versteht, noch Niemand verstanden hat — und weil mein thörichtes Herz, nur von einem andern erkannt, glücklich sein will.“ —

„Und würden Sie einem solchen andern Ihre Freiheit zum Opfer bringen können?“

„Ach! was haben wir Frauen für eine Freiheit; immer bleiben wir schwach und abhängig — ich würde ihm unterthänig, leibeigen sein.“

Sie hatten beide immer leise gesprochen, bei den letzten Worten erhob Frau von Boosfeld den bis dahin gesenkten Blick und traf den Southey's, welcher voll leidenschaftlichen Feuers den ihrigen gesucht hatte.

„Sehen Sie mich nicht so an,“ sagte sie mit etwas bebender Stimme, indem sie ihm freiwillig, gleichsam zu ihrem eignen Schutze, die Hand reichte — „ich habe immer das Unglück mißverstanden zu werden.“

„Weßhalb glauben Sie, daß ich Sie mißverstehe?“ erwiederte er, ihre Hand festhaltend. „Warum zeigen Sie mir ein Glück, um es mir in demselben Augenblicke wieder zu entziehen?“

„Weder zu dem Einen, noch zu dem Andern bin ich befähigt.“

„Immer dieser Widerspruch in Ihnen — man

könnte zweifelhaft werden, ob Sie wirklich das empfinden, was Sie aussprechen?"

„Southey!" sagte sie kaum hörbar, und ein leiser Druck ihrer Hand erwiederte zum ersten Mal den seinen.

„Seien Sie offen gegen mich," sprach er mit dem Tone hingebender Liebe, „ich bin nicht der Mann, dem die Worte leicht zu Gebote stehen in Augenblicken, wie der jetzige — der aber um so tiefer in Ihrer Seele empfindet. Gestatten Sie mir den Versuch zu machen, Ihnen das zu geben, was Sie bisher vergebens gesucht haben. Nur dies Eine Recht räumen Sie mir ein," sprach er weiter, indem er ihre beiden Hände erfaßte, „nur dies Eine; und befürchten Sie nicht, daß ich ein anderes deßhalb für mich in Anspruch nehmen werde. — Wagen Sie es," fuhr er fort, als sie immer noch stumm, gesenkten Blickes vor ihm saß, „Sie können ja keinen Falls dabei verlieren!"

„Wie grausam Ihr Männer sein könnt," erwiederte sie, „würde ich nicht doppelt unglücklich werden?"

„Glücklich sollen Sie werden, Louise," sagte er voll Innigkeit, glücklich durch das Glück, welches Sie bereiten."

Er zog sie sanft an sich; sie ruhte an seiner Brust und ein langer Kuß besiegelte diese etwas sonderbare Uebereinkunft.

Das Steuer war Southey's Händen längst entglitten, jetzt begann das Segel heftig zu flattern und ungestüm an den Mast zu schlagen, so daß wenig gefehlt hätte und das kleine, leichte Boot wäre umgeschlagen. Die nothwendige Sorge für dasselbe nahm Southey's Aufmerksamkeit in Anspruch, und als das Fahrzeug wieder in seine Richtung gebracht war, winkten und riefen vom nahen Ufer die Uebrigen.

Der Freiherr von Fademann war den Landenden bis an den Rand des Wassers entgegen geeilt; er leistete der Frau von Boosfeld beim Aussteigen mit zuvorkommender etwas gespreitzter Artigkeit diejenigen kleinen Dienste, welche man den Damen bei solchen Gelegenheiten schuldig ist.

Southey schien es, während er sich noch mit dem Boote beschäftigte, als hätten die Artigkeiten des Freiherrn in mehr bestanden, als in den nothwendigen Hülfsleistungen, in einem Mehr, was sich nicht beschreiben läßt, was aber dem Auge dessen, der im Begriff steht eine schöne Frau zu lieben, nicht entgeht.

Leicht und fröhlich scherzend hüpfte die letztere an der Hand des Freiherrn das hohe Ufer hinan, während Southey ihr finster nachblickend die Kette des Bootes um einen Pfahl schlang.

„Welche Stimmung ist nun ihre wahre und wirk-

liche?" sprach er vor sich hin, indem er ihr langsam nachschritt — „oder sollten Beide ihr natürlich sein?" —

„Nun was hat der See Ihnen vertraut, Southey?" fragte Dalberg den Zurückgebliebenen mit spöttischem Lächeln, „Sie sehen so unzufrieden aus."

„Nicht unzufrieden, Dalberg, nur ernst; denn ich bemühe mich vergeblich mit der Lösung eines Räthsels."

„Irre ich nicht, so ist das Räthsel das Herz jener schönen Frau, die dort so anmuthig mit dem Freiherrn scherzt. Hüten Sie sich Southey! Ihrem Verstande könnte leicht eine sehr untergeordnete Rolle hiebei zugedacht sein!"

„Meinen Sie?" sagte der Amerikaner scharf, „Sie können sich meinetwegen durchaus beruhigen."

„Nun ich werde Sie weiter nicht behelligen," erwiederte Dalberg etwas verletzt, „und an meinem Glückwunsche wird es in keinem Falle fehlen."

In Mennig, einem Dorfe auf der südlichen Abdachung der Laacher Berge gelegen, hatte man das Essen bestellt, dorthin auch die Wagen beschieden, welche die Gesellschaft nach Hause bringen sollten. Obgleich man ziemlich ermüdet ankam, beschloß man doch noch die Steinbrüche zu besehen. Es werden dort und in mehren anderen Orten der Nachbarschaft, jene berühmten Mühlsteine gebrochen, welche in die entferntesten Ge-

genden der Erde versendet werden. Der Stein besteht aus einer porösen, erkalteten Lavamasse, welche in ungleicher Mächtigkeit, aber in ziemlich gleicher Tiefe unter der Oberfläche lagert. Die Brüche selbst bieten von Außen keinen interessanten Anblick dar; man sieht nur große, runde Oeffnungen und graue Steinhügel nach und nach vom Abfall entstanden.

Steigt man aber auf den steil abhängenden Leitern in das Innere der Gruben hinab, so glaubt man in einer hohen, weiten Kirche sich zu befinden, deren Gewölbe von mächtigen Pfeilern getragen werden.

Frau von Boosfeld hatte eigentlich wenig Lust, in eine solche Grube, welche, wie viele einen bequemen Eingang besaß, hinunter zu steigen, auch Dalberg rieth davon ab, weil die unten herrschende Kälte leicht nachtheilige Folgen haben könnte, Southey bestand aber mit einem fast absichtlichen Eigensinn darauf die Brüche zu sehen, auf deren Erzeugniß sein eignes Korn am fernen Ohio gemahlen wurde.

So ging denn endlich Alles mit. An der Grube selbst war eigentlich wenig zu sehen, als daß sie weit und hoch war, „wie ein großes Grabgewölbe" sagte die Boosfeld.

„Es haben auch schon Viele hier ihr Grab gefunden," bemerkte einer der Arbeiter.

„Weil Ihr den Pfeilern immer von ihrer nothwendigen Stärke raubt,“ sagte Dalberg, „wie hier z. B., woran Ihr jetzt arbeitet.“

„O! das hat nichts zu sagen,“ erwiederte der Mann mit einem Lächeln, das seine größere Kenntniß in diesen Dingen bekunden sollte.

„Finden Sie es hier nicht sehr kühl,“ fragte der Freiherr, indem er den obersten Knopf seines Ueberrocks zuknöpfte, und zugleich eine Wendung zum Rückzuge machte.

„Ein längerer Aufenthalt kann die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit haben,“ bemerkte der Doctor.

„So lassen Sie uns gehen,“ sagte Southey — „und Ihr solltet das Boorloch an diesem Pfeiler nicht laden!“ wendete er sich zu dem Arbeiter.

Dieser nahm zum Gruße lächelnd seine schmutzige Mütze ab, in welche Southey eine Silbermünze warf. — „Folgt meinem Rathe,“ sagte er nochmals! — Als er sich umblickte, waren die übrigen schon verschwunden, in der Oeffnung, welche gegen das Tageslicht sichtbar war, sah er oben Frau von Boosfeld am Arm des Freiherrn.

Bald saß man zu Tische, Fröhlichkeit und heitere Gespräche waren die Würze des einfachen Mahles. Nur Southey blieb ungewöhnlich ernst und wortkarg, obgleich die Boosfeld Alles aufbot ihn in das Gespräch

zu ziehen. Das Haus, worin man sich befand, war das äußerste des Dorfes, und stand unfern jener Grube, die man vorher besucht hatte. Mitten in das schallende Gelächter des Freiherrn klang plötzlich ein dumpfer Ton, wie von einem fernen Donner. Es schnitt die laute Fröhlichkeit mit einem Male ab und verwandelte sie in eine tiefe Stille.

„Man hat in der Grube geschossen," sagte Dalberg, „es geschieht dies sehr häufig. Lassen Sie sich nicht stören, Herr von Fademann, Sie waren so schön im Zuge."

Der Freiherr hatte seinem Gesichte wieder den ihm eignen lächelnden nichtssagenden Ausdruck gegeben, und wollte eben die begonnene geistreiche Anekdote vollenden, als ein dumpfes lang anhaltendes Krachen erscholl, als ob die Erde in ihren Fugen erbebe.

Alles sprang entsetzt auf und eilte an die Fenster. Das laute Jammergeschrei von unten setzte bald einen Jeden von dem vorgefallenen Unglück in Kenntniß. Eine Grube war eingestürzt! Southey war schon im nächsten Augenblick unten. Dort rannte Alles in wilder Verwirrung durcheinander. Weiber schrien und weinten, die Männer eilten rufend und lärmend mit Stricken und Leitern herbei, und die Kinder liefen und standen dazwischen. Niemand kannte noch die Größe

des Unglücks, in der Grube selbst befanden sich zwölf Arbeiter. Die äußere Oeffnung hatte sich um das vierfache erweitert, und die Trümmer der hinabgestürzten Steinmassen ragten chaotisch aus der Tiefe empor. Der Eingang der Grube, auf welchem man hineingehen konnte, war zugeschüttet, eben so jede Verbindung durch Leitern zerstört.

Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen wurden viele Rathschläge ertheilt, ohne daß einer davon zur Ausführung kam. Southey stand dicht am Rande der neu gebildeten Oeffnung und blickte in die mehr als 80 Fuß haltende Tiefe hinab.

„Ruhe!“ befahl er in einem Tone, dem unwillkührlich gehorcht wurde, „Ruhe, damit wir hören, ob unten noch Leben ist!“

Es trat eine lautlose Stille ein, Jeder lauschte ängstlich, und an Jedes Ohr schlug aus der Tiefe der schwache wimmernde Ton einer menschlichen Stimme.

„Ein Seil!“ rief Southey wieder. „Habt Ihr ein Seil das lang genug ist, um den Boden zu berühren?“

Hier ist eins, Herr,“ sagte ein alter Grubenarbeiter — „aber für jetzt läßt sich noch nichts thun, das Gestein ist noch in Bewegung.“

Ohne weitere Antwort ergriff Southey das Seil und ließ es mit Hülfe einiger Arbeiter hinunter.

„Festgehalten!“ rief er, als man fühlte, das Ende habe den Boden erreicht, unmittelbar darauf war er selbst verschwunden, indem er an dem Seile hinunterglitt. In dem Augenblicke, als er von der Oberfläche verschwand, hörte er einen halb verhaltenen Schrei und sein letzter Blick fiel auf Frau von Boosfeld, welche mit dem Ausdrucke der höchsten Angst oben am nahen Fenster stand.

Der Freiherr an ihrer Seite, sprach der Verzugenden Muth ein.

„Hegen Sie keine Besorgnisse, meine gnädige Frau, diese Amerikaner klettern wie die wilden Katzen. — Sehen Sie, er spricht schon von unten mit den Leuten.“

„Er ist glücklich hinunter gelangt!“ sagte sie, indem ein tiefer Athemzug diesen Ausruf begleitete. „Welch ein thörichtes Wagniß!“

„Er wird auch glücklich wieder heraufkommen. Es giebt solche Menschen, die überall dabei sein müssen, wo es Unglück und Noth giebt, obgleich sie eigentlich nichts nützen, sondern nur den Uebrigen im Wege sind.“

Die Boosfeld erwiederte nichts auf diese edel gedachte Bemerkung, sondern sah schweigend dem Treiben unten zu. Nach einiger Zeit glitten noch einige Männer an dem

Seile hinab, dann wurde ein zweites mit einem Sessel hinunter gelassen. Langsam begann man die beiden Seile aufwärts zu ziehen; der Kreis der Umstehenden erweiterte sich, es herrschte eine erwartungsvolle, ängstliche Stille. Da erschien auf dem Sessel festgebunden, mit Blut und Schmutz bedeckt einer der unglücklichen Arbeiter. Sein Kopf hing scheinbar ohne Leben auf die Brust hinab, die Beine waren zerschmettert. Die Frau des Unglücklichen empfing ihn mit einem herzzerreißenden Geschrei. Man trug ihn fort — der Sessel ging wieder hinab und es folgten so nach und nach noch drei andere ebenfalls scheinbar tödtlich verletzte Arbeiter. Zwei andere lagen unter den Steinmassen begraben; die Uebrigen dagegen hatte ein günstiges Geschick vor dem nahen Tode bewahrt.

Die Boosfeld war vom Fenster zurückgetreten, sie vermochte den Anblick dieser Verunglückten nicht zu ertragen, nicht das Jammergeschrei ihrer Angehörigen zu vernehmen. Der Freiherr dagegen hatte seinen Standpunkt nicht verlassen und benachrichtigte seine Gefährten mit großer Genauigkeit von jedem neuen Ereignisse.

Dalberg und der Doctor waren von Anfang an unten.

„Genug, Herr von Fademann," sagte die Frau von Boosfeld — „erzählen Sie mir nichts mehr, es greift

mich zu sehr an, meine Nerven sind auf das heftigste erschüttert."

„Sie nehmen wirklich einen zu warmen Antheil an diesen Leuten," erwiederte der Freiherr; dergleichen Fälle ereignen sich hier häufig, dessen ungeachtet wird man nicht vorsichtiger. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen!"

„Sie mögen Recht haben, deßhalb bleiben die Unglücklichen nicht minder beklagenswerth."

„Es ist jeden Falls ein schönes Loos für sie, von so schönen Lippen beklagt zu werden."

„Sie sind ein Schmeichler, Herr von Fademann."

„Und Sie sehr grausam, daß Sie mich stets verkennen."

„Es ist keinem Manne zu trauen."

„Sie mögen im Ganzen nicht Unrecht haben, aber es giebt Ausnahmen."

„Und dazu gehören Sie ohne Zweifel."

„Es ist mein höchster Wunsch, Ihnen, meine gnädige Frau, diese Ueberzeugung zu verschaffen."

„Ich bin begierig, wie Sie das bewerkstelligen wollen."

„Sagen Sie es mir, gebieten Sie über mich — Ihren Sclaven, der längst in Ihren Fesseln liegt."

„Ich mag keine Sclaven, überall sind sie für Gold zu haben."

„So machen Sie mich zu Ihrem Ritter, legen Sie mir die schwersten Dienste auf, stellen Sie mich auf jede Probe.“

„Ich möchte es fast versuchen!“

„Und wenn ich bestanden?“

„Wenn Sie wirklich bestanden?“ sagte sie mit niedergeschlagenen, nur zuweilen schnell aufblickenden Augen — dann will ich Ihnen vertrauen.“

„Das ist nicht viel, aber ich weiß auch dieses Glück zu schätzen — darf ich Sie um jene Bandschleife bitten, welche dort — ich muß als Ritter doch Ihre Farben tragen.“

Sie nahm eine Rosa Bandschleife von ihrem Busen und reichte sie dem entzückten Freiherrn mit einer Anmuth und einem so fesselnden Blicke, daß dieser sich nicht enthalten konnte auf das Knie sich herabzulassen und die Hand der schönen Frau voll Feuer an seine Lippen zu drücken.

„Auf meinem Herzen soll sie ruhen, von keines Menschen Auge gesehen,“ rief er begeistert — „doch da kommen die Anderen.“

Es war Southey, der aus der Grube zurückgekehrt, jetzt mit Dalberg, dem Doctor und mehren andern Männern erschien, deren Dankbarkeit sich noch immer durch vielfache Aeußerungen kund gab.

Seine Kleider waren beschmutzt, zum Theil blutig, er selbst sah erhitzt aus, während seine dunkeln Locken feucht um seine Schläfe hingen.

Als er eintrat stieß die Boosfeld einen leisen Schrei aus; ein seelenvoll matter Blick begegnete dem seinen, dann sank sie ohnmächtig zurück und ihm blieb grade noch so viel Zeit, sie in seinen Armen aufzufangen. Nach den schrecklichen Scenen, welche man eben erlebt, erregte dieser Vorfall weniger allgemeine Theilnahme, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Nur Southey, ohnehin tief erschüttert, schien sehr ergriffen davon zu sein.

Es war inzwischen Abend geworden. Der volle Mond stieg eben in der ganzen Pracht dieses wundervollen Schauspiels über dem fernen Rheingebirge herauf, als man die Rückreise antrat.

Der Doctor fuhr mit dem Freiherrn in dessen Cabriolet, und unterhielt seinen Gefährten während des ganzen Weges, so lange nämlich bis er einschlief, von der Unwissenheit und den Vorurtheilen der Bewohner Obermennigs, die durchaus darauf bestanden, daß ein unwissender Chirurg die Verunglückten zur Ader gelassen, ungeachtet er sich bemüht habe, ihnen die Nachtheile solchen unsinnigen Verfahrens auseinander zu setzen.

Der Freiherr kam wieder auf die Brechmittel, konnte jedoch die vollständige Belehrung über die Verwerflichkeit dieses Mittels nicht erlangen, weil der ermüdete Dr. Kraft bald einschlief.

In dem anderen Wagen saßen Dalberg, Southey und Frau von Boosfeld. Ersterer vorn mit dem Kutscher, die beiden letzten auf dem hinteren Sitze des offenen leichten Fuhrwerks.

Es flog rasch dahin, wie im Fluge durch die mondhelle, laue Sommernacht. Die Natur lag wie in einem seligen Traume, und es war als könnte man ihre leichten Athemzüge belauschen. In dem Wagen war es so heimlich und traulich. Die schöne Frau saß dicht an Southey's Seite; ihr elastischer, wellenförmiger Körper schmiegte sich zuweilen, durch die Bewegung des Fahrens veranlaßt, nahe an ihn an; seine Hand hatte längst die ihrige gefunden. Nun schlang er seinen Arm um den zarten Leib und zog die Widerstrebende dicht an sich. Sie legte den dunkeln vom Mondlicht umstrahlten Lockenkopf an seine Schulter und blickte seelenvoll zu ihm empor. Seine Lippen senkten sich auf die ihrigen und ruhten darauf in langen feurigen Küssen. Kein Wort wurde gesprochen, um diese verstohlenen Aeußerungen der Liebe den vornsitzenden nicht zu ver-

rathen. Nur zuweilen drang ein leise geflüstertes Wort in das erhöhte Geräusch des Wagens.

So erreichte man um Mitternacht das gastliche Fernheim, und trennte sich, aufgeregt und im Nachdenken über die Ereignisse dieses Tages.

7.

„Darf ich Ihnen schreiben?" fragte Southey mehre Wochen nach jenem Tage die Frau von Boosfeld, als beide im Garten auf und abgingen, „und werden Sie mir auch antworten?"

„Sie fragen recht viel auf einmal," erwiederte sie, ihn freundlich lächelnd in die Augen sehend; „wenn ich nun die erste Frage bejahte, die andere aber verneinte?"

„Das werden Sie nicht, Louise," sagte er, ihre Hand ergreifend, welche sie ihm ohne Widerstreben überließ, „wenn Sie das Bedürfniß fühlen, auch in der Ferne sich mit mir zu unterhalten, so kann es Ihnen nicht genügen nur Briefe von mir zu empfangen und selbst keine zu schreiben."

„Das ist sehr richtig, aber —"

„Aber? nun, welches Aber könnte der Gewährung meiner Bitte hinderlich sein?“

„Halten Sie es für schicklich,“ sagte sie verschämt, „daß ich Briefe von Ihnen erhalte und auch beantworte?“

„Habe ich Dich nicht oft geküßt, Louise, ohne daß Du es für unschicklich fandest, hast Du mir nicht gesagt, Du liebtest mich, oder Du wolltest versuchen mich zu lieben.“ —

„Ach! ja ich bin recht, recht schwach gewesen,“ unterbrach sie ihn mit einem tiefen Seufzer — deßhalb muß ich nun aber auch um so stärker sein.“

„Immer vermeidest Du es, ernstlich über des Verhältniß zu reden, in das wir getreten sind“ — fuhr er leidenschaftlich fort; bald nennst Du mich Du, bald verweisest Du es mir, wenn ich Dich so traulich anrede; bald bist Du hingebend und voll Liebe, wie es nur ein Weib sein kann, bald zurückhaltend, fast kalt. Wozu dieser Widerspruch? Handelst Du mit Absicht, oder zwingt Dich dein Gefühl dazu? Mich marterst Du mehr als Du glaubst!“

„Ist es Ihnen nicht genug, daß ich eine größere Schwäche gezeigt, als ich es je hätte thun sollen. — Versprachen Sie mir nicht, als wir auf dem Laacher See fuhren — doch wozu an Versprechungen erinnern, die im Rausche des Augenblicks eben so leicht gegeben,

als sie später in dem nüchternen Einerlei des Lebens gebrochen werden. — Schreiben Sie mir, Southey, ich würde ja ohne Ihre Briefe sehr unglücklich sein, und ich werde Ihnen auch wieder antworten."

„Sie sind sehr hart, Louise," sagte er verletzt, „und wenn Sie diesen Briefwechsel nur meinetwegen zugeben, so bin ich bereit darauf zu verzichten."

„Nein, nicht Deinetwegen, Du böser, Du lieber William — meinetwegen und vorzugsweise meinetwegen," flüsterte sie, indem sie freiwillig einen Kuß auf seine Lippen drückte — „bist Du nun zufrieden?"

„Ich würde glücklich, unendlich glücklich sein, wenn Du immer so wärest!"

„Ich will mich bemühen, Southey, Du mußt Geduld mit mir haben — doch man ruft mich — auf Wiedersehen!"

Fort war sie und ließ Southey allein zurück, der ihr so lange, bis sie in das Haus verschwand, ernst nachblickte und sich dann seinen Gedanken überließ.

„Liebe ich nun wirklich diese Frau, welche mich bezaubert und entzückt, die mich gefesselt hat, ohne daß ich im Stande wäre die Banden, mit denen sie mich umschlungen, zu zerbrechen — oder ist es nur ein Rausch — ein Wahn, in dem ich befangen bin, flüchtig und vergänglich? — — Ich bin ein Thor, und sie

hat vollkommen recht, daß sie so mit mir umgeht, wie sie es thut. Hat sie mir nicht die größten Beweise ihrer Liebe gegeben und verlangte ich nicht immer mehr? Trat ich nicht oft mit meiner amerikanisch berechnenden Prosa, wie sie es nennt, in ihre poetischen Liebesträumereien, denen sich hinzugeben, wie ich selbst empfunden, einen so wunderbaren Genuß gewährt? — — Und doch ist es nicht so, wie es sein sollte — — das heißt, ich bin nicht so, wie ich sein sollte — oder sie, oder wir beide, oder — man könnte leicht toll über diese Gedanken werden!" rief er aufspringend, „und ich hätte es nimmer geglaubt, daß ich dazu hinneigte!"

Das auf der Fahrt nach dem Laacher See zwischen Southey und der Boosfeld begonnene Verhältniß war, wie der Leser gesehen haben wird, von beiden Seiten fortgesetzt worden, doch zu einer eigentlichen Erklärung immer nicht gediehen. Die Boosfeld schien es vorzuziehen, ohne sich bestimmt zu fesseln, die Süßigkeiten eines nicht völlig erklärten und deshalb auch verheimlichten Liebesglücks zu genießen, während Southey vergeblich bemüht gewesen war, eine bestimmte Entscheidung zwischen ihnen herbei zu führen. Vielleicht mochte die Boosfeld sich auch noch nicht binden wollen, um ihre Freiheit nicht zu verlieren; bei ihrem Charakter

war es überhaupt schwer, das jedesmalige Warum ihrer Handlungsweise anzugeben.

Das obige Gespräch war durch die bevorstehende Abreise der Boosfeld veranlaßt. Es gehörte zu ihren Gewohnheiten mehre Sommermonate in den Bädern zuzubringen, wo sie angenehm und als der Mittelpunkt eines Kreises vergnügungssüchtiger und vergnügungsbedürftiger Leute lebte. Um selbst nicht den Schein zu haben, als sei der Zweck dieser jährlichen Badereisen lediglich die Lust an Zerstreuung, gebrauchte sie während des Winters immer den Rath einiger ihr zusagenden Aerzte, und ließ sich von diesen den Besuch derjenigen Bäder verordnen, welche ihr am besten gefielen. Hier unterwarf sie sich, wenn auch nicht sehr strenge, der dort üblichen Cour, wodurch ihre Nerven allerdings nach und nach in einen geschwächten Zustand kamen, so daß sie jetzt, wenigstens mit mehr Recht wie früher, eine Heilquelle besuchen konnte.

Für dieses Jahr waren Kreuznach und Ostende bestimmt. Nach dem ersten Orte gedachte sie in wenigen Tagen abzureisen und dort sechs Wochen zu verweilen. Zwischen ihr und Southey war dieser Plan weitläuftig besprochen und endlich eine Uebereinkunft dahin geschlossen worden, daß Southey nicht mit nach Kreuznach gehen, dagegen sie nach Ostende begleiten sollte.

Die Gründe, welche die Boosfeld zur Rechtfertigung dieses ihres Vorschlages angeführt, obgleich nur wenig überzeugend, hatten Southey dennoch zur Nachgiebigkeit bewogen, weil sie auf die feinste Weise ihm angedeutet, daß, bevor ihr Verhältniß nicht seinen jetzigen heimlichen Charakter verloren, sie nicht füglich an einem Badeorte mit ihm zusammentreffen könne. Wenn es nun gleich nur von ihr abhing dieses Hinderniß zu beseitigen; so sah Southey doch in der ihm ertheilten Zusage, mit nach Ostende gehen zu dürfen, zugleich das ihn beglückende Geständniß von ihrer Seite vorher, sich ihm förmlich zu verloben, weßhalb er es für unzart hielt, den Wünschen der geliebten Frau entgegen zu sein.

Auch lag in dieser kurzen durch Briefe gemilderten Trennung ein Reiz, dem er sich um so lieber hingab, als er immer noch das unbestimmte Gefühl in sich trug, es sei hauptsächlich die bezaubernde Nähe der schönen, geistreichen Frau, welche ihn bestricke. Um von diesem quälenden Wahne sich zu heilen und überhaupt mit sich selbst klarer zu werden, ließ er daher bald den Wunsch fallen, sie auch nach Kreuznach zu begleiten.

Niemals war sie hingebender und liebenswürdiger, als am Vorabende ihrer Abreise. Sie errieth den leisesten seiner Wünsche, ja es war wunderbar, wie sie in

seinem Innern zu lesen, seine Gedanken zu durchschauen vermochte. Der Schmerz der bevorstehenden Trennung, das Bestreben, die Empfindungen des Herzens nach Außen hin zu verheimlichen, rief eine eigenthümliche Stimmung bei beiden hervor. Die Boosfeld vermochte auch hier den äußeren Schein am besten zu wahren; ihr Benehmen war wenig verschieden von ihrem gewöhnlichen. Nur wenn sie sich unbeobachtet glaubte, streifte ein tiefer, langer Blick, in welchem das ganze Glück und der ganze süße Schmerz der Liebe lag, zu Southey hinüber. Sein leuchtendes Auge hing dann fest und unverwandt an dem ihrigen, so lange, bis die dunkeln seidnen Wimpern sich wieder langsam senkten.

Sie sprachen sich noch wenige Augenblicke allein; sie nahmen Abschied für die kurze Zeit, in der sie sich nicht sehen sollten. Der Liebe däucht ja ein Tag der Trennung eine Ewigkeit — aber auch hier empfanden sie nicht jenen süßen, reinen Schmerz, der so nahe dem Entzücken verwandt ist — es lag immer etwas Fremdartiges, Gesuchtes zwischen ihnen und hinderte den beglückenden Seelenaustausch, welchen die junge Liebe ihren Günstlingen darbringt.

Als Frau von Boosfeld am anderen Tage abgereist war, bemerkte Jeder auf Fernheim, daß in dem gewohnten Leben eine Veränderung eingetreten sei. Man

hatte sich daran gewöhnt, von dieser geistreichen Frau auf irgend eine Weise abhängig zu sein, und vermißte jetzt die von ihr ausgegangenen Anregungen, obgleich dieselben sich hauptsächlich mehr im Reiche des Angenehmen und äußerlich Fesselnden, als in tieferen, die Seele und das Herz erwärmenden Beziehungen bewegt hatten.

Selbst Dalberg, der am unbefangensten geblieben und eigentlich nicht viel von der Boosfeld hielt, empfand eine Art Leere, obgleich er dies nicht merken lassen wollte. Southey vermochte seine Gefühle jetzt weniger zu verbergen als sonst, und suchte häufig absichtlich die Unterhaltung auf den Gegenstand zu lenken, der ihn fast allein und ausschließlich beschäftigte.

Es kränkte ihn, bei den Anderen weniger Theilnahme für die Entfernte zu finden, und er zog sich daher in sich selbst zurück, wurde schweigsam und ernst, ja er beschloß Fernheim deßhalb ganz zu verlassen. Dalberg entging diese Veränderung seines Freundes nicht und sein scharfer Verstand erkannte bald die Ursache derselben. Er nahm sich vor deßhalb offen mit Southey zu reden und benutzte dazu die erste sich darbietende Gelegenheit.

Southey erfuhr, daß, wie dies gewöhnlich in ähnlichen Verhältnissen der Fall ist, seine Neigung zu der

Boosfeld Niemanden in Fernheim ein Geheimniß geblieben und, was er auf das Heftigste bestritt, daß sie selbst ziemlich deutliche Anspielungen darauf gemacht habe. Dalberg warnte ihn förmlich vor dieser schönen mit vielen glänzenden Eigenschaften, aber nicht mit wahrer Tugend des Herzens ausgestatteten Frau, und ertrug die keineswegs ruhig gehaltenen Entgegnungen seines Freundes, ohne seine Ueberzeugung deßhalb im Mindesten zu ändern.

„Was bewegt Sie, Dalberg," fuhr Southey fort, „so hart und lieblos über eine Frau zu urtheilen, die sich stets bemüht hat gegen Sie artig und zuvorkommend zu sein?"

„Habe ich diese Eigenschaften, sowie ihre vielen Talente jemals in Abrede gestellt? Was mich bestimmt in dieser Weise über Frau von Boosfeld zu sprechen, welche längere Zeit die Gastfreundschaft meines Hauses genossen, ist einzig und allein der Antheil den ich an Ihnen nehme, Southey, und auch nur gegen Sie, davon können Sie fest überzeugt sein, habe ich und werde ich ein solches Urtheil über Frau von Boosfeld fällen, obgleich es das allgemeine ist."

„Das letztere ist eine Unwahrheit!" sagte Southey heftig.

„Sie sind im Begriff," erwiederte Dalberg ruhig,

indem er seinem aufgeregten Freunde die Hand reichte, „in ein Verhältniß zu dieser Frau zu treten, was für Ihr ganzes Leben entscheidend sein muß und wodurch Sie, meiner Ansicht nach, unglücklich werden würden; zürnen Sie mir daher nicht, daß ich meine Ueberzeugung offen gegen Sie ausspreche. Ich würde es für eine große Schwäche, für eine Pflichtverletzung halten, wenn ich es unterließe."

Southey schwieg, aber es war unverkennbar, daß diese Worte keinen Eindruck auf ihn machten.

„In wiefern Sie es für angemessen halten, irgend einen Werth auf meinen Rath zu legen, muß ich Ihnen überlassen, nur die eine Bitte werden Sie gewähren: prüfen Sie nochmals ehe Sie handeln — damit Sie mir wenigstens mit vollerer Ueberzeugung Unrecht geben können, als Sie es jetzt zu thun vermögen."

„Ich verspreche es Ihnen, Dalberg," sagte Southey, seinem Freunde die Hand schüttelnd, „aber nun überlassen Sie auch die Sorge über mich mir selbst, und seien Sie nicht der Wurm der sich an die Blüthe meines Glücks setzt."

„Sie sollen kein Wort über diesen Gegenstand mehr von mir hören — aber Sie bleiben bei uns, bis Sie die Boosfeld abholen, nicht wahr?" setzte er herzlich hinzu.

„Gewiß, Dalberg," erwiederte jener leicht erröthend darüber, daß seine Absicht, Fernheim zu verlassen, errathen war.

Das Leben auf Fernheim, obgleich verschieden von dem bisherigen, wurde allmählig, selbst für Southey, nicht minder anziehend. Ruhig und still floß es dahin; das Aufregende, welches ihm bisher Reiz verliehen, war verschwunden, statt dessen hatte sich ein Friede der Gemüther bemächtigt, welcher mit der ländlichen Umgebung und der wundervollen Schönheit der Landschaft in vollem Einklange stand.

Southey schweifte die größte Zeit des Tages in der Gegend umher, die Anderen gingen ihren Geschäften nach. Der Freiherr von Fademann war verreist, und der blutscheue Dr. Kraft hatte, da seine Praxis immer in den Anfängen blieb, das nahe Städtchen verlassen, so daß man dieser beiden Besuche ledig geworden war.

Die Abende gewährten den größten Genuß. Wenn die Sonne dem Sinken nahe stand, wenn die lang gezogenen Schatten, die magischen, gemilderten Lichttöne der Gegend jene friedliche Ruhe verliehen, welche der freundlich scheidende Tag in seinem Abschiedskusse stets der Erde aufdrückt, dann versammelte sich die kleine Gesellschaft auf der Terrasse des Gartens und verweilte

dort in heiteren Gesprächen so lange, bis die Nacht mit ihrem reichen Sternenmantel die schlummernde Welt bedeckte.

In solchen Stunden konnte die sonst schweigsame Agnes beredt werden und es gewährte einen hohen Genuß ihren Erzählungen zuzuhören und die tief empfundenen Ergüsse ihres Herzens zu vernehmen. Southey, häufig zerstreut und mit seinen Gedanken bei der, die jetzt von ihm entfernt war, vermochte es dennoch nie, diesem Zauber zu widerstehen.

Nahm er aber recht lebhaften Antheil an dem Gespräch, gab er sich die Mühe, dem sonst schüchternen Mädchen eine besondere Aufmerksamkeit zu beweisen, so wurde Agnes, ohne daß sie selbst es bemerkte, mittheilender, und entfaltete mit einem kindlichen, oft rührenden Vertrauen die ganze Schönheit und Tiefe ihres Herzens. Southey wurde dann oft still und nachdenkend, er wußte selbst nicht weßhalb.

Einst trat er nach einem solchen Abend in sein Zimmer, unwillkührlich mit dem Bilde des lieblichen Mädchens beschäftigt, dessen Erzählungen und natürliche, kindliche Empfindungsweise ihn so sehr angesprochen hatte, als er auf seinem Tische einen Brief von der Frau von Boosfeld fand.

Es war der erste, den er von ihr erhielt. Hastig

erbrach er ihn, und als er ihn gelesen, befand er sich ganz wieder in demselben aufregenden Rausche, der ihn bisher beseelt, jedoch in den letzten Tagen an seiner Gewalt etwas verloren hatte. Wie war dieser Brief geschrieben! Jede Fieber seines Herzens, jede Saite seiner Seele bebte, als er ihn aus der Hand legte. Hingebend, wie sie niemals gewesen, sprach sie hier zu ihm. Alles, was ihn erfreuen und fesseln konnte, war in den kleinen eng geschriebenen Blättchen enthalten. Der Gegenstand seiner Neigung war ihm nie so edel, so seiner Liebe würdig erschienen, als in diesem Augenblick; niemals hatte der persönliche Zauber der schönen Frau in dem Grade auf ihn eingewirkt, als jetzt der Fernen geschriebene Gedanken.

Zum ersten Male war er so recht aus ganzem Herzen durch dieses Verhältniß glücklich und mit sich einig; zum ersten Male empfand er ein Glück, das bisher immer noch von leisen Zweifeln an dem Werthe derjenigen, welche es ihm bereitete, getrübt worden war. Es trieb ihn sogleich zu antworten. Mitternacht war längst vorüber, als er die Feder weglegte. Er hatte sich durch das Schreiben noch mehr aufgeregt, und es dauerte lange, ehe der Schlaf sein Auge schloß.

Das erste, was er am Morgen that, war, den Brief der Frau von Boosfeld wieder zu lesen. War

es die Nüchternheit des Morgens, oder die zu jener Tageszeit überwiegende Herrschaft des Verstandes — es kam ihm jetzt Manches gesucht und absichtlich darin vor. Er wollte diese wieder erwachenden Zweifel mit Gewalt unterdrücken, aber es gelang ihm nicht, im Gegentheil traten sie immer stärker hervor. Seine eigne Antwort mochte er einer nochmaligen Prüfung gar nicht unterwerfen, sondern versiegelte sie mit einer gewissen Hast und schickte sie sogleich fort, als ob er fürchtete, er möge sonst noch etwas daran ändern.

Den Tag über lief er herum und auch am Abend war er wortkarger als jemals. Nach und nach kehrte jedoch seine ruhigere Stimmung zurück und er fand sich wieder ganz und gern in die alten Verhältnisse, obgleich der Briefwechsel mit der Boosfeld ziemlich lebhaft blieb. Agnes stilles, freundliches Wesen zog ihn unmerklich an, er konnte Stunden lang mit ihr plaudern, ohne daß seine Gedanken nur ein Mal zu der Frau von Boosfeld hinüber geschweift wären. Er machte sich später dann selbst Vorwürfe darüber und schrieb ihr, um seiner Seele eine andere Stimmung zu geben, aber dauernd konnte er diese sich dennoch nicht erhalten.

Dalberg sah mit Unruhe, wie Agnes anfing lebhafteres Interesse an alle den Dingen zu nehmen, wozu Southey in irgend einer Beziehung stand; er fürchtete,

sie möchte eine Neigung zu dem Manne fassen, der in ihrem tiefsten Schmerze ihr hülfreich zur Seite gestanden und sie so durch die Liebe ganz unglücklich werden, welche allein noch im Stande sein konnte, sie mit dem Leben wieder zu versöhnen. Er sagte sich selbst, daß ein Einschreiten seiner Seits bei Agnes, welche von ihren eignen Empfindungen keine Ahnung hatte, nur nachtheilig sein müsse, und hoffte so das Meiste von Southeys baldiger Abreise.

Diese sollte in vierzehn Tagen erfolgen, als eine Dalberg's befreundete Familie Fernheim besuchte. Sie kamen vom Oberrhein und kehrten in ihre Heimath, Westphalen, zurück. Southey hatte an demselben Tage von der Boosfeld einen Brief erhalten, sehnsuchtsvoller und Liebe athmender als alle früheren. Sie schilderte darin, wie unglücklich sie in den faden Vergnügungen des Badelebens sich befinde, wie zurückgezogen, oft einsam, nur seiner und des baldigen Wiedersehens gedenkend, sie ihre Tage zubringe u. s. w.

Als er zu den Uebrigen herabkam, erzählten die Gäste von den Annehmlichkeiten ihrer Reise, und konnten nicht genug die Schönheiten des Rheins und den heiteren Sinn seiner Bewohner loben. Auch in Kreuznach waren sie gewesen, und, da sie Frau von Boosfeld oberflächlich kannten, entledigten sie sich zugleich

eines Grußes, dessen Ueberbringung sie übernommen hatten.

Auf Dalberg's Frage nach dem Befinden der Frau von Boosfeld rühmten sie deren Schönheit und geselligen Talente; es war jedoch unverkennbar, daß ihre Mittheilungen in den Grenzen einer gewissen Zurückhaltung blieben. Da man jedoch mit dem Fragen nicht sparsam war, so erfuhr man endlich, oft nur durch Andeutungen, und einzelne Aeußerungen, die hier aber sehr schnell verstanden wurden, daß jene Familie den näheren Umgang mit Frau von Boosfeld gemieden, weil diese sich den Vergnügungen des Badelebens in einer Weise hingebe, die man als eine zu freie bezeichnen müsse, worin das Urtheil auch der übrigen Badegäste übereinstimme. Sie bilde den Mittelpunkt einer Gesellschaft, welche hauptsächlich aus jungen Männern bestände, tanze viel und länger, als es gewöhnlich üblich sei, mache Partien in die Umgegend, bei welchen ältere Frauen ganz fehlten; kurz es ging aus Allem hervor, daß man sie gemieden, weil man ihr Benehmen nicht mit den Regeln strengen Anstandes in Einklang zu bringen vermocht hatte.

Auf Southey machte diese Mittheilung, wie sie sich nach und nach im Laufe des Gespräches entwickelte, einen eben so heftigen als unangenehmen Eindruck. Sie

stand in so grellem Widerspruch mit dem vor wenig Stunden erhaltenem Briefe, daß in seiner Seele ein Haß gegen Diejenigen anwuchs, welche absichtlos ihn so schmerzlich verletzt hatten. Es kam ihm diese Familie so recht bürgerlich kleinstädtisch, so jeder freieren Auffassung des Lebens unfähig vor, daß er mit verachtungsvollem Lächeln auf sie herabblickte und bald die Gesellschaft verließ. Aber der Stachel saß fest in seinem Herzen und wie er auch daran zerren und reißen mochte, er war unfähig ihn zu entfernen.

Was konnten sie dabei haben so von einer ihnen ziemlich gleichgültigen und fremden Frau zu reden, nachdem sie eben noch die Heiterkeit des rheinischen Lebens begeistert gepriesen hatten? Waren ihre Mittheilungen nicht völlig absichtlos gewesen, erst durch mehrfaches Fragen hervorgerufen? Das und mehres Andere ließ sich nicht wegläugnen und war vollständig geeignet, die nie ganz geschwundene Ungewißheit über den Werth Derjenigen zu steigern, mit welcher sich für das ganze Leben zu verbinden seine Absicht war.

„Ich will selbst sehen, selbst mich überzeugen — prüfen — wie Dalberg sagt, und dann handeln!" so sprach er und beschloß am anderen Tage abzureisen.

Als er Dalberg seinen Entschluß mittheilte, fand er bei diesem, wie zu erwarten stand, vollkommene

Billigung. Ohne nähere Erörterung verstanden sich die beiden Männer, und Dalberg freute sich im Stillen.

„Wenn Sie noch ein Paar Tage warten können," sagte er lächelnd, „so begleiten wir Sie bis Bingen, denn ich beabsichtige unsere Reise nach dem Oberrhein endlich zur Ausführung zu bringen."

Southey wäre am liebsten gleich abgereist, es schien ihm jedoch unzart, dies Anerbieten auszuschlagen und so willigte er ein.

Dalberg bezweckte durch diese Reise vorzüglich Agnes eine Zerstreuung zu bereiten, aber diese lehnte jetzt ihre Theilnahme an derselben sanft aber entschieden ab. Er war deßhalb schon beinahe wieder entschlossen seinen Plan aufzugeben, als Southey ihn benachrichtigte, Agnes werde mitreisen. Er hatte sie darum gebeten, und sie eingewilligt, „erröthend und verlegen," sagte Dalberg's Frau, „und nachher war sie recht traurig, die Thränen standen ihr in den Augen."

„Es ist gut daß er abreist," erwiederte Dalberg besorgt — „die arme Agnes thut mir so recht aus tiefstem Herzen leid; sie scheint vom Geschick auserkoren — doch laß uns besonnen sein und unbefangen scheinen; sie ist selbst noch nicht zum Verständniß ihrer Gefühle gekommen; sie wird ihm eine Zeit lang nachtrauern und dann wieder heiter werden."

„Meinst Du“ — erwiederte Jene, „trauern wird sie, aber wohl länger als eine Zeit lang.“

8.

Am andern Morgen befand man sich auf dem Dampfschiffe. Es war heiteres, mildes Wetter, und auf dem Schiffe selbst eine angenehme, fröhliche Gesellschaft, einige Reisebeschreibungen lesende Engländer nicht gerechnet. Man durchfuhr den romantischten, herrlichsten Theil des Rheinthals, voller wilder Felsen und grün bewachsener Höhen, von Burgen und Festen, alten Städten und lachenden Dörfern, anmuthig ausmündenden Seitenthälern von Flüssen oder Bächen belebt, malerischen Ruinen und herrlichen Kirchen, Weinbergen und Obstwäldern — aber man wurde durch den Anblick dieser wundervollen Gegend, in der Gesellschaft fröhlicher Menschen, doch nicht heiter. Southey wollte in Bingen Abschied nehmen — vielleicht auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Er wußte es selbst nicht, auch die Uebrigen wußten es nicht; man vermied es darüber ausführlicher zu sprechen, es herrschte deßhalb eine stillschweigende Uebereinkunft; Jeder wußte, daß dies für

die Uebrigen eben so peinlich sein müsse, wie für sich selbst, und so zehrte Jeder an seinen eignen Gedanken und machte hin und wieder den Versuch dies zu verheimlichen.

Je näher man Bingen kam, um so beängstigender wurde die Stimmung. Das Schiff fuhr ungewöhnlich rasch — man hätte, obgleich man sich nach dem Ende dieses Zustandes sehnte — doch gewünscht die Reise nicht so schnell gemacht zu haben.

Als in dem Wirthshause zum weißen Rosse zum Mittagstische geläutet wurde, bezeichnete auch die Glocke der schnellen Victoria das nahe bevorstehende Anlanden des Schiffes.

Southey hatte beschlossen ganz kurz Abschied zu nehmen, wie man dies gewöhnlich thut, wenn man den Ausbruch eines mächtigen Gefühls, dessen Stärke man fürchtet, verhindern will. Als das Schiff gelandet war, sagte er Dalberg und seiner Frau Lebewohl, indem er ihnen herzlich die Hand drückte. Nur wenig Worte begleiteten dies stumme Zeichen seiner Freundschaft und Dankbarkeit. Auch Agnes reichte er die Hand — es wäre unartig und hart gewesen, hätte er es unterlassen, meinte er. Es war das erste Mal, daß er ihre Hand berührte, sie war kalt und bebte merklich. Blaß stand das junge Mädchen vor ihm, als er in ihr

Auge blickte; sie sprach kein Wort — aber um ihren Mund zuckte es schmerzhaft und an ihren Wimpern hing die Thräne.

Wie hatte sie gekämpft dies zu verhindern, aber es war ihr dennoch nicht gelungen!

Rasch eilte er fort, noch einmal winkte er, dann warf er sich in einen der dort bereit stehenden Wagen und entschwand den Augen der Nachblickenden.

Dalberg's Blick hatte während dieser Zeit unausgesetzt auf Agnes geruht und gesehen, wie heftig der Schmerz ihre Seele ergriffen und wie sehr sie bemüht gewesen war dies zu verbergen. Ach! er hätte sie so gern getröstet, aber er durfte es nicht, ohne das Uebel zu vermehren, und konnte nichts thun, als versuchen ihren Gedanken für den Augenblick eine andere Richtung zu geben.

Southey langte nach kaum zwei Stunden in Kreuznach an. Er fuhr sogleich nach dem mit ausgezeichneter Geschmacklosigkeit neu erbautem Kurhause, in welchem, wie er wußte, Frau von Boosfeld wohnte. Der Oberkellner trat ihm entgegen und benachrichtigte ihn, daß er in dem Kurhause in keiner Weise ein Unterkommen finden könne. Southey befahl dennoch seine Sachen abzupacken und bestellte sich Essen, da die Mittagstafel schon vor einer Stunde aufgehoben war.

„Wohnt hier im Hause nicht Frau von Boosfeld?“ erkundigte er sich bei dem bedienenden Kellner, welcher ihm eben einen reinen Teller hingeworfen hatte.

„Frau von Boosfeld?“ fragte jener mit einem eigenthümlichen Lächeln, als wolle er sich vergewissern, richtig gehört zu haben

„Nun ja, Frau von Boosfeld — ich glaube deutlich zu sprechen.“

„Allerdings, Frau von Boosfeld wohnen hier,“ erwiederte der Bursche mit demselben Lächeln.

„Zu Hause?“ fragte Southey kurz weiter, der sich anfing über das Benehmen des Kellners zu ärgern.

„Entschuldigen, mein Herr, die gnädige Frau machen eine Partie nach dem Rheingrafenstein.“

„Wer begleitet Sie?“

„Wer die gnädige Frau begleiten? o! ihr ganzer Hof, wie wir es nennen.“

Southey schoß unwillkührlich das Blut in das Gesicht, aber er fragte mit ruhigem Tone weiter:

„Was nennen Sie denn den ganzen Hof?“

„Das sind die jungen Herrn, ihrer sechs bis acht; der Herr Freiherr von Fademann, der Herr Lieutenant von Hahnenkamm, der Herr Referendarius Graf von Lispelblatt, der Herr Oberförster Rehlauf, der —“

„Lassen Sie's gut sein — mich interessirt das

Register nicht," sprach Southey, indem er sich gewaltsam auf die Lippen biß. — „Mit diesen Herrn allein macht doch Frau von Boosfeld nicht Partie?" fragte er weiter.

„Nein, mein Herr," anwortete der geschwätzige Kellner — „befehlen Sie etwas Sauce? — Es sind noch ein Paar Damen dabei, zwei junge und eine ältere. Der Herr Oberförster Rehlauf sind verheirathet, scheinen aber ihre Frau Gemahlin nicht sowohl ihrer Schönheit, als ihrer sonstigen in das Gewicht fallenden Eigenschaften wegen genommen zu haben, denn sie ist schon bejahrt und wird des Anstands halber stets zu den Partien der Frau von Boosfeld zugezogen. Dann ist noch von der Gesellschaft die Frau Oberpostsecretair Horn, eine junge sehr hübsche Dame, der Herr Oberpostsecretair muß die Posten expediren, welche hier fast alle Nachmittags ankommen und abgehen. Ferner die Frau Obersalineninspectorin Lauge mit ihren beiden Töchtern, sie ist Wittwe —"

„Es ist gut" — unterbrach ihn Southey. „Wissen Sie nicht, wird Frau von Boosfeld bald abreisen?"

„Kann nicht damit dienen, mein Herr, aber es wäre für den Herrn Oeconomen recht zu bedauern, der so kaum bestehen kann, weil die Herrn Actionäre zu sehr auf ihren eignen Vortheil sehen, denn Frau von Boosfeld

verschafft uns viel Verdienst. Es wird häufig getanzt, der ganze Hof speist jeden Abend hier und consumirt viele und feine Weine u. s. w. Sehen Sie, mein Herr, das würde aufhören, wenn Frau von Boosfeld abgereist ist, denn das weiß Jeder, daß die jungen Herrn, und auch die älteren, nur ihretwegen hieher kommen, da sie jedesmal über die Speisen und den Wein sehr anstößige Reden führen, aber dessen ungeachtet stets wieder zurückkehren."

„Und heute macht die Gesellschaft eine Partie nach dem Rheingrafenstein?"

„Zu Esel, mein Herr, zu dienen."

„Ich werde später bestimmen, wohin meine Sachen gebracht werden sollen," sagte Southey aufstehend, „welches ist der Weg nach dem Rheingrafenstein?"

Der Kellner zeigte ihm denselben vom Fenster aus. Im Begriff zu gehen fiel Southey sein Fernrohr ins Auge, welches in einem ledernen Futterale bei seinen Sachen lag. Er hing es über die Schulter und ging. Außerhalb des Bereichs der Anlagen überlegte er, was er eigentlich thun sollte, er war innerlich auf das heftigste erregt und das Gefühl durchbebte ihn, welches uns das Herannahen eines für das Leben entscheidenden Augenblicks anzeigt.

„Was soll ich in dieser Gesellschaft — ich werde

sie ja heute Abend sehen," sprach er vor sich hin und verfolgte einen nach der entgegengesetzten Richtung führenden Weg.

Das Nahethal verengt sich oberhalb Kreuznach; auf dem rechten Ufer steigt der Rheingrafenstein steil und zackig empor; eine weite Aussicht bis in das Rheingau gewährend; auf dem linken Ufer liegt die hohe, herrliche Porphyrwand, der Rothenfels; unten die Ebernburg, das Stammschloß Franz von Sickingen. Es giebt nicht leicht einen schöneren Punkt als diese Stelle des Nahethals.

Southey, unbekannt mit der Gegend und nur beabsichtigend, nicht auf den Rheingrafenstein zu gehen, folgte dem Wege und gelangte so allmählig auf die Höhe des Rothenfels. Die Aussicht überraschte ihn. Fast senkrecht war die glatte Wand sechshundert Fuß aus der röthlichen, unten brausenden Nahe aufgethürmt, so daß ein Steinwurf von oben das Wasser erreichte. Drüben lag der wild zerklüftete Rheingrafenstein, wie ein Thurm aus der Tiefe aufsteigend und als Krone die Ueberbleibsel seiner früheren Herrlichkeit tragend, drunten das schöne, fruchtbare Thal, Sickingens Burg — und über das Alles hinweg die weite unendliche Fernsicht in ein gesegnetes von blauem Himmel überspanntes Land.

Er setzte sich hart am Rande des Felsens auf einen Stein und gab sich dem Zauber dieses Anblicks hin, der auf kurze Zeit die drängenden Gedanken seiner Seele zu verscheuchen vermochte.

Sein scharfes Auge entdeckte jetzt Menschen drüben auf dem Rheingrafenstein, weiße Gewänder, flatternde, farbige Tücher. Ein grimmiger Hohn zuckte um seine Lippe; er stierte hinüber, als hätte er das ferne, undeutliche Bild mit Gewalt in seine Nähe ziehen wollen. Da fiel ihm plötzlich sein Fernrohr ein. Mit einem spöttischen Lachen nahm er es aus der Kapsel, es war ein vorzüglicher Dolland, selbst zu astronomischen Beobachtungen brauchbar. Er hatte oft auf der See Meilen weit die Flaggen der Schiffe deutlich erkannt — jetzt hätte er es um keinen Preis der Welt weggegeben.

Die Gegenstände drüben standen plötzlich so nahe vor ihm, als wäre er mitten unter ihnen.

„Es ist eine Art Horcherei was ich treibe,“ sagte er das Rohr absetzend — „aber mag es sein was es will, hinsehen muß ich.“

Zuerst erblickte er fremde Personen, junge Damen, auch eine ältere die eingeschlafen war. Die Gesellschaft hatte sich zerstreut und sich nur Paarweise zusammen gehalten.

„Da! da ist sie!“ rief er plötzlich, und erschrack vor diesem Rufe, als ob sie ihn hätte hören können.

Sie saß auf einem Felsstück, nahe am Abhange, im Schatten wuchernder Haselbüsche, nur von dieser Seite sichtbar. Ihr kleiner, schmaler Fuß spielte mit den losen Steinen, welche von ihm berührt, zuweilen den steilen Berg hinabrollten. Der schön geformte Knöchel, unter welchem dunkle Zeugstiefel eng anschlossen, war sichtbar, oft mehr, oft weniger. An ihrer Seite saß der Freiherr von Fademann. Southey konnte jede Miene ihres Gesichts deutlich erkennen, und sie lächelte freundlich, wehmüthig; — es war dasselbe bezaubernde Lächeln, derselbe melancholische Ausdruck ihres Auges, der auch ihm geworden. —

Sie hatten sich recht viel einander zu sagen. Sein Arm hielt ihre schlanke Taille umfaßt und ihre Hand ruhte in der seinen. Jetzt neigte er den Kopf zu ihr hinab — er küßte sie — nochmals. — Es waren lange, liebedurstige Küsse, die hier gegeben und empfangen wurden. — — —

Southey schob langsam das Fernrohr in einander, dann stand er auf. Er sah sehr blaß aus. Kein Ausruf entfuhr ihm, aber eilig ging er den Berg hinab und je länger er ging, je mehr eilte er.

„Bestellen Sie sogleich Extrapost nach Bingen für

mich, aber auf der Stelle!" sagte er zu dem Kellner in dem geschmacklosen Kurhause.

„Haben sie Frau von Boosfeld nicht getroffen, mein Herr?" fragte dieser.

„O! ja, getroffen; führen Sie mich zu ihrem Mädchen."

„No. 3, mein Herr, hier hinauf, ich bestelle die Extrapost." —

„Ihre Frau ist nicht zu Hause," sagte Southey zu dem Mädchen ohne zu fragen, „geben Sie ihr diese Karte — doch — haben Sie Feder und Tinte hier?"

Das Mädchen führte ihn zu dem Schreibtisch ihrer Herrin. Southey erblickte mehre süßduftende Briefchen und erkannte an der Adresse des einen die kritzelnde Hand des Freiherrn. Er nahm eine Visitenkarte aus der Tasche, worauf mit zierlich feiner Schrift: **William Southey. p. p. c.** gedruckt war. „for ever!" schrieb er auf englisch darunter, als ob er nicht mehr deutsch hätte zu ihr reden wollen, und die geschriebenen Buchstaben flossen hart und schwarz auf dem glatten Papier auseinander. Das war sein ganzer Abschied! —

Wenige Minuten später saß er in einer leichten Extrapostchaise und flog, vierfaches Trinkgeld zusagend, in sausendem Gallop dahin.

9.

Nach kaum einer Stunde war er wieder in Bingen und die dampfenden Pferde hielten vor dem Gasthause. Er erkundigte sich sogleich nach Dalberg und erfuhr, daß er mit den beiden Damen schon vor längerer Zeit zur Rochuscapelle hinaufgegangen sei. Die Sonne stand bereits im Westen und er mußte sich beeilen, wollte er sie oben noch treffen. Rasch stieg er den Berg hinan. An der Capelle angekommen sah er sich vergeblich nach denen um, welche er suchte. Er fragte einen Winzer und erfuhr von diesem, daß ein Herr mit einer älteren Dame unlängst auf einem anderen Wege wieder hinabgegangen sei, eine jüngere aber noch auf dem kleinen Platze vor der Capelle verweile.

Sein Herz klopfte hörbar, als er dorthin ging. Agnes stand mit dem Rücken ihm zugekehrt am Abhange des Berges, scheinbar in tiefen Gedanken verloren. Die herabgesunkenen Hände waren gefaltet, der Kopf neigte nach vorn. So stand sie still und unbeweglich. Er trat näher, ohne daß sie es bemerkte oder seiner achtete. Da legte er leise den Finger auf ihre Schulter; sie fuhr bei dieser Berührung zusammen, aber ein heftiger Schreck durchzuckte sie, als sie Den

wiedersah, von dem sie noch immer in Gedanken Abschied nahm.

„Southey!" rief sie — „Southey, Sie hier?" mehr vermochte sie nicht zu sagen.

Auch ihm wurde es schwer die Worte zu finden, obgleich sein Herz so überschwenglich voll war.

„Ja ich bin zurückgekehrt, liebe Agnes" sagte er endlich, ich werde nicht in Kreuznach verweilen."

Sie schwieg und blickte von ihm weg hinaus in die Gegend; sie wandte sich ab, damit er ihr Auge nicht sehen sollte.

Ueber der wilden Schlucht unterhalb Bingen stand ein Gewitter; zuweilen leuchteten die Blitze, aber der Donner war nicht hörbar. Eine dunkle Färbung lagerte auf diesem Theile der Gegend, und der Spiegel des Rheines zeigte ein tiefes, gesättigtes Grau. Mitten darin lag der Mäusethurm, wie ein finsterer, unheimlicher Gedanke von den Wogen der tobenden Leidenschaften umbraust. Auch der Himmel darüber hatte nicht eine lichte Stelle, sondern nur schwarze, hoch aufgethürmte Gewitterwolken.

„Warum blicken Sie so unverwandt dorthin?" fragte Southey wieder, „kann ein so finsteres Bild Sie erfreuen?"

„Es ist das meines Lebens," sagte sie, „aus dem die lachenden Farben längst gewichen sind."

„So lassen Sie mich Ihnen diese zurückgeben,“ sprach er leise, indem er sie sanft umfaßte und ihre Stellung veränderte.

Da lag das herrliche Rheingau mit seinen grünen Inseln, seinen Rebhügeln, reichen Städten und Dörfern, da lagen die fernen blauen Berge, die ganze unbeschreiblich schöne Gegend im rosigen Licht der scheidenden Sonne.

„So ist das Bild ihrer Zukunft, theure Agnes, so voller Frieden und Glück, wie jenes zu Ihren Füßen.“

„Nie! nie!“ stammelte sie.

„Seien Sie die Meine, Agnes“' sprach er sanft weiter, indem er sie an sich zog, „ich will Ihren Kummer mit Ihnen tragen und jeden neuen von Ihnen fern halten; friedlich, wie jenes Bild, sollen Ihre Tage dahin fließen, die treueste Liebe soll die Wunden heilen, welche das Geschick Ihnen geschlagen.“

Sie hatte keine Worte — nur Thränen. Stumm lag sie in seinen Armen, und er küßte die Gewährung von ihren rosigen Lippen.

Das Uebermaaß des Entzückens hatte sie sprachlos gemacht und auch er konnte nur in ihre Augen sehen und aus diesem klaren Spiegel sein Glück und das ihrer Seele lesen, die ihm nun für immer angehörte.

Noch lange standen sie auf derselben Stelle, dann

sprachen sie mit einander, leise und nur wenige Worte; er küßte die ihrigen fort, und auch die letzte Perle, welche an ihren seidnen Wimpern gehangen.

„Dort, wo die Sonne jetzt sinkt," sagte er nach einiger Zeit, „dort liegt mein Vaterland, dort liegt Amerika, meine Agnes; wirst Du mir auch gern folgen in das Land, welches Dir bis jetzt nur Schmerz brachte?"

„Bei Dir ist meine Heimath," flüsterte sie, „und — ich hätte doch nie Ruhe gefunden anders als dort, wo die Meinigen schlafen!" —

Voll unendlichen Glücks gingen sie hinab, als die Dämmerung ihren duftigen Schleier über die Gegend zog und die ersten blassen Sterne dem enteilenden Tage nachblickten.

Voller Erstaunen sah der schon wegen Agnes längeres Ausbleiben besorgte Dalberg sie in Begleitung Southey's erscheinen. Sie sahen so heiter, so glücklich aus, daß eine frohe Ahnung ihn durchbebte.

„Dalberg," sagte Southey, die Hand des Freundes ergreifend, und die Rührung zitterte in dem Tone seiner Stimme, „Sie versprachen mir einst, Ihr Glückwunsch solle mir in keinem Falle fehlen — jetzt bitten wir beide darum, und um Ihren Segen dazu, im

Namen Ihres verstorbenen Freundes, des Vaters meiner geliebten theueren Braut."

„Von ganzem Herzen, aus dem tiefsten Grunde meiner Seele," sprach dieser sie beide umschlingend. — „Möge der Segen meines geschiedenen Freundes immer auf Euch ruhen."

Nach wenig Monden wurde in Fernheim die Hochzeit der Glücklichen gefeiert, dann reisten sie fort, an das Ufer des Ohio zu Southey's reichen, freundlichen Besitzungen. Ihre Briefe athmen Heiterkeit und Glück, das sie noch in vollem Maaße besitzen.

Und Frau von Boosfeld? — Ist auch noch immer dieselbe Frau von Boosfeld.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung.

1.

Es war im November des Jahres 1814, als ich gegen Abend über eine unwirthbare Höhe der Eifel ritt. Der kurze, trübe Tag schien sich zu beeilen diese wilde, einförmige Gegend zu verlassen; ein schmaler, greller Lichtstreif im Westen, von dicken, formlosen Dunstwolken eingerahmt, war der letzte Gruß, den er ihr zusandte, dann räumte er der dunkeln Gefährtin seine reizlose Herrschaft. Diese zog nicht in dem Zauber ihres Sternenmantels oder in dem sanften Strahlenschmucke des Mondlichtes herauf, sondern eingehüllt in finstere, graue Nebelgewänder, welche unheimlich am Himmel hinflatterten, zuweilen über die Erde streiften, dann in den Thälern hängen blieben und dort dem kommenden Tage Trotz boten, um die Rückkehr ihrer Gebieterin zu erwarten. Ich hatte mich von meinem aus Frankreich zurückkehrenden Regimente auf einige Tage beurlaubt, um meinen Oheim, den älteren Bruder meiner Mutter,

zu besuchen, der Pfarrer in einem Dorfe war, von welchem ich jetzt nicht mehr fern sein konnte. Obgleich mein Vater sich zur protestantischen Konfession bekannte, und ich sowohl, als meine Geschwister in demselben Bekenntnisse erzogen worden waren, so hatte sich doch stets zwischen meinen Eltern und meinem Oheim, welcher, so wie meine Mutter, dem katholischen Glauben angehörte, das innigste verwandtschaftliche Verhältniß erhalten. Niemals war der Briefwechsel ganz unterbrochen gewesen, und ungeachtet der weiten Entfernung hatte der Oheim uns einmal besucht und mein Vater in meiner Begleitung diesen Besuch erwiedert.

Ich zählte damals acht Jahre. Es waren seit jener Zeit wieder zehn ereignißvolle Jahre verflossen, dennoch lebten die Erinnerungen an jene Reise und an den Aufenthalt bei meinem Oheim so lebhaft in mir, als ob das Alles sich erst vor wenigen Wochen zugetragen hätte.

Es hat wohl Jeder an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß sich einzelne, oft unbedeutende Vorgänge in dem frühsten kindlichen Alter dem Gedächtnisse mit einer Treue und Festigkeit einprägen, wie dieß später nicht mehr möglich ist. Wir würden dieß noch mehr empfinden, wenn wir berücksichtigten, daß die Auffassungsweise des Kindes eine ganz andere ist als die des Jünglings oder der Jungfrau, des Mannes oder der

Matrone, und daß uns daher ein Bild aus jener Zeit, wenn wir es später wieder erblicken in einem veränderten Lichte erscheinen muß. Der Maßstab, den wir dann anlegen, ist ein weit größerer; die Vergleiche, welche wir machen, die Urtheile, welche wir fällen, die Schlüsse, welche wir ziehen, beruhen auf ganz anderen Erfahrungen und Voraussetzungen, darum erscheint uns das, was wir als Kind bewundert und angestaunt haben, häufig nur noch beachtenswerth, weil es eben den Gegenstand einer jugendlichen Erinnerung bildet, die dann durch den spätern Anblick ihren Reiz und damit ihr Dasein verliert. Und doch ist der Maßstab, mit welchem wir später die Dinge messen, nur um ein Geringes größer und vollkommener wie der kindliche; aber die Ueberschätzung unserer Fähigkeiten, die Bewunderung unseres Ich's, die Begierde nach vergänglichen Gütern und Genüssen — das ist ein Riese, dem Kinde gegenüber! Ein Riese, den aber doch die Berührung jedes Mißgeschickes erzittern macht und der dem leisen Hauche des Todes eben so schnell erliegt, wie das Kind!

Als ich noch eine halbe Stunde fortgeritten war, senkte sich der Weg von der kahlen Höhe allmälig in das Thal hinab, und ich glaubte die Gegend wieder zu erkennen, welche ich vor zehn Jahren als Knabe so oft durchstreift hatte. Meine Erinnerungen täuschten

mich nicht, tief unter mir im Thale blinkten Lichter, ich befand mich am Anfange eines steilen Weges, welcher zu dem Dorfe führte, wo mein Oheim schon seit mehr als dreißig Jahren mit sichtbarem Segen das Amt des Seelsorgers ausübte. Wie die Gegenstände umher mir bekannter wurden, trat auch sein Bild und das der damals hier verlebten Zeit wieder deutlicher vor meine Seele. Ich sah die hohe würdige Gestalt des Pfarrers, seine freundliche Miene, wie er in dem langen, enganschließenden schwarzen Ueberrocke und dem Sammetkäppchen, freundlich mit mir sprach, oder mir besorgt zurief, wenn ich bis in die höchsten Spitzen der Bäume geklettert war; wie er mit meinem Vater in der Laube des kleinen Gartens saß, wo sie sich immer lange unterhielten, und wohin die alte Margarethe dann jedesmal unaufgefordert den Wein brachte.

Ich stieg ab und führte mein müdes Pferd den steilen Weg hinunter; es stolperte zwar zuweilen in der Dunkelheit über die vielen umherliegenden Steine, gelangte aber doch bald wohlbehalten mit mir an das Ufer des Baches, der den sonst einfachen Tisch meines Oheims häufig mit schönen, frischen Forellen besetzen ließ. Die Glocke der auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte des Dorfes stehenden Kirche schlug sechsmal, als ich vor dem nahe gelegenen Pfarrhause hielt. Die Erschei-

nung eines Reiters ist in einer solchen stillen ländlichen Welt ein zu hervorragendes Ereigniß, als daß sie nicht gleich wahrgenommen werden sollte. War doch selbst der langjährige Krieg mit all seinem Schrecken und Gräuel über das Land hinweggezogen, ohne unmittelbar das verborgene Asyl dieses einsamen Gebirgsdorfes berührt zu haben. Sobald daher der Hufschlag meines Pferdes in der menschenleeren, dunkeln Gasse hörbar wurde, öffnete sich bald hier, bald dort eines der kleinen erleuchteten Fenster, und ein neugierig umherspähender Kopf füllte den Rahmen aus, oder es erschienen an den offenstehenden Thüren die Bewohner der niedrigen, unregelmäßig umherliegenden Häuser, und horchten verwundert, wer die abendliche Ruhe des Dorfes noch stören möge. Ueberall wurden die Hunde lebendig, und so war es denn sehr natürlich, daß die alte Margarethe fast in demselben Augenblick mit einem Lichte, dessen Flamme sie mit vorgehaltener Hand vor dem Zugwinde schützte, in der Hausthüre erschien, als ich vom Pferde sprang und ihr einen guten Abend zurief.

Es war eben so natürlich, daß sie meine Stimme nicht kannte und auch, daß ich selbst ihr ein Fremder blieb, als ich aus der Dunkelheit in den Bereich ihres Lichtes trat. Sie sah mich verwundert an, ob meiner vertraulichen Anrede; als ich ihr aber zuschrie, denn

sie litt an Harthörigkeit, ich sei der kleine Karl, der vor zehn Jahren hier gewesen, und fragte, wie es dem Oheim gehe, da ließ sie vor Erstaunen und Freude fast das Licht fallen.

„Herr Pastor, Herr Pastor!" tönte ihre gellende, tremulirende Stimme, ohne daß sie die Zeit gewinnen konnte mir zu antworten, „Herr Pastor, der kleine Karl ist da, und ganz allein in der Nacht!"

Mein Oheim erschien sogleich und empfing mich mit großer Herzlichkeit und Freude. Er betrachtete mich — ich ihn. Ich war aus dem Knaben ein Krieger geworden, das eiserne Kreuz zierte meine Brust, und außer jener Veränderung, welche in der Altersperiode, in welcher er mich nicht gesehen, stets vor sich geht, hatten die Mühen und Entbehrungen eines fast zweijährigen Kriegerlebens mir ein männlicheres Aeußere gegeben, als dieß sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Er erschien mir ebenfalls ein ganz Anderer. Abgesehen davon, daß die Zeit seine Locken gebleicht hatte, kam mir seine Gestalt kleiner, seine ganze Persönlichkeit weniger erhaben und Ehrfurcht gebietend vor, als sie meine Erinnerungen mir überlieferten. Ich hatte als Knabe zu ihm empor geblickt, und jetzt mußte ich den Kopf etwas senken, um seinen herzlichen Kuß zu erwiedern. Seine freundlichen, schönen Augen aber waren

dieselben geblieben, und als ich erst eine Zeit lang mit ihm geplaudert und mich wieder an ihn gewöhnt hatte, da war er mir bald wieder der liebe hochgeehrte Oheim, wie ich ihn aus den Jahren meiner Kindheit in das spätere Alter mit herübergetragen hatte.

Wir erzählten, bald er, bald ich, den ganzen langen Winterabend; Margarethe mußte zweimal eine neue Flasche holen, bis ich alle seine Fragen beantwortet, von meinen Eltern, die ich selbst seit anderthalb Jahren nicht gesehen, so wie von meinen eigenen Erlebnissen. Dann geriethen wir noch auf das Feld der Politik, und ich konnte nicht umhin die Hoffnung meines Oheims, auf Wiederherstellung der geistlichen Kurfürstenthümer, zu zerstören.

„Glauben Sie mir," schloß ich meine scharfsinnige Erörterung, „nach Allem, was mir über den Wiener Kongreß zu Ohren gekommen ist, werden wir Landsleute!"

„Man wird Dir eben nicht viel gesagt haben," erwiederte lächelnd mein Oheim.

„Das hat mich nicht gehindert zu hören, was sich alle Welt erzählt," entgegnete ich etwas gereizt über den Unglauben an meine Nachrichten, „ob es gleich noch nicht bis in Ihre Einsamkeit gedrungen ist."

„Und das wäre?"

„Nun, daß die ehemaligen Kurfürstenthümer Köln

und Trier, das Bisthum Lüttich, so wie Jülich, Cleve, Berg und — das ganze Königreich Sachsen an Preußen fallen sollen. Da Sie nun hier und ich in Sachsen wohne, lieber Oheim, so werden wir Landsleute, worauf ich mich von Herzen freue, denn ich bin nun schon fast zwei Jahre Preußischer Soldat und jetzt, wie Sie sehen, Offizier."

„Das wäre allerdings wohl möglich," sagte mein Oheim nachdenkend. „Wenn Du glaubst, daß es mit den geistlichen Kurfürsten nichts wird, wüßte ich kaum, was wir eigentlich werden sollten; — aber gleichviel! Französisch können wir nicht bleiben und für Rußland liegen wir Gott sei Dank etwas zu fern, so werden wir denn wohl wieder dem lieben deutschen Vaterlande angehören, und das ist die Hauptsache."

„Gewiß das bleibt die Hauptsache!" rief ich mein Glas erhebend, wir stießen zum letzten Male an und der Oheim führte mich in mein zwar geräumiges, aber niedriges Schlafzimmer.

„Gott schenke Dir einen sanften Schlaf," waren seine letzten Worte, und kaum daß er sie gesprochen, so wurde mir, dem Ermüdeten, dieß schöne Geschenk im vollsten Maße zu Theil.

Ich schlief, bis die tiefstehende Novembersonne mir in die Augen schien, rasch sprang ich auf und fand den

Oheim meiner mit dem Frühstücke harrend. Er war schon in der Kirche gewesen und hatte dort Messe gelesen, was jeden Morgen zu den Pflichten seines Amtes gehörte. Ein tiefer Ernst lag in seinen Zügen. — „Trink' nur noch eine Tasse," sagte er, mich zum dritten Male nöthigend, und in einem Tone, als suche er seinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung zu geben. „Freilich Dir ist der Kaffee nichts Neues," setzte er hinzu, als ich abermals dankte, „wir haben ihn lange entbehren müssen, denn die hohen Preise waren unerschwinglich, deßhalb trinken wir jetzt ein Täßchen mehr, die alte Margarethe auch wohl zwei. Du mußt recht ermüdet gewesen sein," fuhr er fort, „denn Du hast lange geschlafen, ich bin schon seit fünf Uhr munter, was heute allerdings seine besondere Ursache hatte."

„Ich schlafe gern lange, Oheim," sagte ich lächelnd, „und obgleich ich während des Krieges fast immer habe sehr frühe aufstehen müssen, so hat es mir jedesmal Ueberwindung gekostet, und wenn ich es nicht mußte, bin ich niemals, was man so nennt, früh aufgestanden."

„Das mußt Du Dir aber angewöhnen, Karl; nichts ist herrlicher, nichts stimmt die Seele freier und erhebender, nichts übt eine so nachhaltig gute Wirkung auf unser Wesen aus, als der Genuß eines schönen Morgens.

Du verschläfst das kindliche Alter des Tages, seine Blütenzeit; wenn Du erwachst, trittst Du mitten in sein profan gewordenes Leben und Deine eigene Seele nimmt unwillkürlich diese Stimmung an. Die Zeit, wo sie sich sammeln soll, wo sie durch die äußeren, stillen, harmonischen Bilder der Natur zu sich selbst zurückgeführt wird, ist für Dich gar nicht dagewesen. Dein Körper hat sie Deiner Seele gestohlen!"

„Das klingt schrecklich genug, lieber Oheim," erwiederte ich, zum Widerspruche geneigt, „und doch hat es mich nicht überzeugt. Die Nacht hat der Reize weit mehre als der frühe Morgen, oder glauben Sie, die Nacht mit all' ihren Wundern und Geheimnissen wäre nur zum Schlafen gemacht? Welche erhabene Gedanken, welche schöne Empfindungen entstehen nicht in uns unter ihrem Einflusse! Unsere Pulse klopfen bewegter, unsere Nerven sind empfindlicher, empfänglicher, und wir dadurch geistiger von unserem Körper weniger abhängig. Ich will gar nicht reden von den Eindrücken des gestirnten Himmels, ich rede überhaupt nur von dem Einflusse der Nacht selbst — ich glaube, weil wir die Erde nicht sehen, können wir uns leichter über sie erheben. Welch' ein Unterschied zwischen dem Empfinden in den letzten Stunden vor Mitternacht und denen des frühen Morgens! wie poetisch, wie erregend ist jenes,

wie nüchtern und gewöhnlich dieses! Nein, lieber Oheim, ich möchte die Verlängerung unseres Lebens in die Nächte hinein für Ihre kühlen Morgen nicht eintauschen, und Beides zusammen läßt sich nicht genießen, weder der Geist noch der Körper würde es aushalten können."

„Was Du da sagst," erwiederte der Oheim, „ist nichts als eine sophistische Beschönigung der Lebensweise der sogenannten großen Welt. Du setzest an die Stelle eines erhabenen Genusses, künstlich geschaffene Reizmittel, die immer nur einen schwachen Ersatz für das gewähren, was Du so unbedingt verwirfst. Wir auf dem Lande, die wir im steten ununterbrochenen Umgange mit der Natur bleiben, finden darin Alles, was wir bedürfen, die Erhaltung der Elasticität unseres Geistes, die Erhebung unseres Gemüthes und die Gesundheit unseres Körpers."

„Glauben Sie, Oheim," bemerkte ich, „daß die erhabensten, besten Gedanken, die großartigen Ideen und Entwürfe den Künstlern, Dichtern und sonst vorzugsweise begabten Geistern in den frühen Morgenstunden oder unter dem Einflusse der nächtlichen Stille gekommen sind?"

„Das ist eine Frage, mein Sohn, die Dir Niemand beantworten kann, doch wir werden uns nicht

leicht vereinigen, da Du den Genuß des langen Schlafens nicht aufgeben willst und sich für Alles Gründe auffinden lassen."

„Und wie füllen Sie diese frühen Tagesstunden aus? Was haben Sie heute in der Dunkelheit, wo Ihnen die Natur doch nichts bieten konnte, wo es kalt und unfreundlich war, z. B. gethan, während angenehme Träumereien mich ergötzten?"

„Ich übte die Pflichten meines Amtes, lieber Karl, die oft leicht und erhebend, oft aber, wie heute, schwer und traurig sind."

„Wie, heute?" fragte ich, „ist Ihnen heute Morgen schon etwas Unangenehmes begegnet?"

„Unangenehmes? das ist wohl nicht der rechte Ausdruck, aber ich bin erschüttert und bewegt, wie immer, wenn der Tod gleichzeitig mit mir an dem Bette eines Kranken gestanden hat."

„Sie waren schon bei einem Sterbenden?"

„Bei einer Sterbenden, mein Sohn — bei einer Sterbenden, die in der Blüte der Jugend und ungern vom irdischen Leben Abschied nimmt."

„Und ist sie dem Tode unwiderruflich anheimgefallen?"

„Nach allen menschlichen Einsichten — ja. Es ist dieß ein Ereigniß, welches eine traurige Episode in meinem sonst ruhigen Wirken bildet."

„Erzählen Sie, Oheim, nach dem was Sie mir gesagt haben, bin ich gespannt mehr zu erfahren.“

„Deine Neugierde ist bald zu befriedigen. Es mögen etwas über drei Monate sein, als ich einen Brief ohne Unterschrift erhielt, in welchem ich ersucht wurde, einem jungen Mädchen aus guter Familie ein Asyl zu gewähren. Ihr Schicksal würde sich bald günstig gestalten, hieß es, wenn ich durch die Erfüllung der eben gedachten Bitte sie in den Stand setze, eine Zeit lang unbeachtet vor den Menschen sich hier aufzuhalten. Ihr und der Eltern lebenslänglicher Dank, sowie das Bewußtsein einer guten That würde mein Lohn sein. Meine Antwort, unter einer angegebenen erdichteten Adresse, war bejahend. Kurze Zeit nachher erschien eine Frau mit ihrer Tochter; Beide, wie ihr Aeußeres und ihre Bildung verriethen, den höheren Ständen angehörend. Die Mutter erzählte mir nun, von häufigem Weinen unterbrochen, die kurze, traurige Geschichte ihres Kindes, wie sie in der Welt da draußen ja so häufig vorkommen sollen. Emma war verlobt mit einem Offizier der russisch-deutschen Legion, der längere Zeit verwundet in ihrem Hause gelegen hatte, sich jetzt aber wieder im Felde befand. Der Umgang der beiden Brautleute war leider nicht ohne Folgen geblieben, welche mein stilles Gebirgsdorf den Augen der Welt entziehen sollte.

Mir vorgelegte Briefe des Bräutigams bezeugten nicht nur seine wahrhafte Reue, sondern auch die Fortdauer seiner Neigung und das Verlangen, sein Vergehen wieder gut zu machen. Die Verhältnisse nöthigten die Mutter sehr schnell wieder abzureisen; sie that dieß erst, nachdem sie oft und viel geweint, Emma ihrer und der Ihrigen Liebe wiederholt versichert und mir die Pflege derselben auf das Dringendste empfohlen hatte. Eine bedeutende Summe war diesen Bitten hinzugefügt. Ach! es hätte dessen wahrlich nicht bedurft, ich habe dieß stille, freundliche Mädchen so lieb gewonnen, als wäre sie meine eigene Tochter. Ich denke mir wenigstens, daß man so eine Tochter lieben muß. Wo Du jetzt sitzest, mein Sohn, da saß sie täglich und beschäftigte sich mit Nähen oder Lesen. Die Stunden, welche ich in ihrem Umgange zubrachte — ich werde sie niemals vergessen! Ihr Bräutigam schrieb oft und lange Briefe, es war jedesmal ein Freudentag für uns Alle, wenn ein Brief von ihm anlangte, denn wir nahmen den herzlichsten Antheil an ihrem Geschicke. — Gestern Morgen hat ihr der liebe Gott eine Tochter geschenkt — und Morgen wird er die junge Mutter, aller menschlichen Einsicht nach, selbst zu sich rufen. Seine Wege sind wunderbar, aber sie sind die Wege der Liebe und der Gerechtigkeit!"

Hier schwieg mein Oheim tief bewegt, und ich sah eine Thräne in den Augen des alten Mannes, die, ohne daß er es zu bemerken schien, über seine Wangen herablief. Auch mich hatte diese einfache, traurige Geschichte ergriffen, und wir saßen Beide eine Zeit lang ohne zu reden, uns unsern Gedanken hingebend.

„Hat es auch an ärztlicher Hülfe nicht gefehlt?" fragte ich nach einiger Zeit, „es ist wohl schwer hier einen Arzt zu erhalten?"

Mein Oheim sah mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, der aber bald wieder dem Ausdrucke der Trauer wich, welcher sich auf seinem Gesichte gelagert hatte, als ob er es für unrecht halte, jetzt seinen Gedanken eine solche Richtung zu geben.

„Es ist nichts versäumt worden, lieber Karl, der Arzt wohnt nur eine Stunde von hier, er ist in diesem Augenblicke noch anwesend und seit diesen Morgen früh, wo durch einen unvorhergesehenen Zufall überhaupt erst die Gefahr eingetreten ist, sind schon drei reitende Boten zu der nur einige Stunden entfernten Apotheke abgesandt worden, von denen zwei bereits zurückgekehrt sind?"

„Und Sie glauben, daß alle Hülfe vergeblich sei?"

„Wie der Arzt sagt — ja!"

„Warum ist die Mutter nicht hieher zurückgekehrt, um der Tochter in dieser gefahrvollen Zeit zur Seite zu stehen?"

„Sie wird kommen! sie wird kommen, in wenigen Tagen. Niemand erwartete das Ereigniß so früh, als es eingetreten ist.“

„Und der Bräutigam?“

„Auch der wird, seinem letzten Briefe gemäß, in diesen Tagen eintreffen. Wollte Gott, es würde der armen Emma wenigstens der Trost, sie Beide noch einmal zu sehen!“

Mein Oheim wurde kurze Zeit nach diesem Gespräche zu der Kranken gerufen. Als er am Abende gegen acht Uhr zurückkehrte, hatte ich es schon erfahren, daß sie gestorben sei.

Ich hatte kaum geglaubt, daß ein Mann, zu dessen Berufspflichten es gehört, Sterbenden in ihren letzten Stunden beizustehen und sie vorzubereiten zum Uebergange in jenes andere Leben, zur Reise nach jenem unbekannten, nie erforschten Jenseits, welches noch von keinem philosophischen Entdeckungsversuche erreicht ist, und womit uns allein der Anker des Glaubens verbindet — ich hatte kaum geglaubt, daß solch ein Mann so tief bewegt sein würde durch das Enden eines, wenn auch jungen und blühenden Lebens, als es mein Oheim war.

Ausführlich erzählte er mir, mit welcher Ergebung in ihr Schicksal, mit welchem Gottvertrauen die arme

Emma gestorben sei. Wie sie zwar sehnlich der Ankunft ihrer Mutter und ihres Bräutigams geharrt habe, dann aber ihrem Kinde, welches ihr der Himmel gleichsam zum Ersatz geschenkt, ihre ganze irdische Liebe zugewendet, und zuletzt mit stiller Ergebung und in unerschüttertem Vertrauen auf ein besseres Leben und ein freudiges Wiedersehen nach dem Tode sanft und schmerzlos gestorben sei.

Mein Gefühl sagte mir schon damals, was ich jetzt durch manche trübe Erfahrung weiß, daß dem Trauernden nichts tröstender ist, als über den Gegenstand seiner Schmerzen sich auszusprechen; ich redete daher recht lange mit meinem guten Oheim über die arme Emma, und hörte seine Erzählungen über die Einzelnheiten des kurzen gegenseitigen Umganges mit wirklicher Theilnahme an. Erst spät glaubte ich seinen Ideen eine andere Richtung geben zu müssen und suchte das Gespräch unmerklich von der Ursache seines Schmerzes abzulenken.

„Es ist doch gewiß selten, lieber Oheim," fuhr ich fort, „daß die Erfüllung Ihrer Berufspflichten für Sie so kummervoll wird wie heute, ich denke mir, daß auch recht frohe Ereignisse an dieselben sich knüpfen müssen."

„Wenn ich auch nicht Pfarrer wäre, mein Sohn," entgegnete der Oheim, „in diesem Falle würde mich das, was geschehen ist, eben so schmerzlich berührt haben —

Emma war mir wie eine Tochter — ich habe die Gefühle eines Vaters kennen gelernt — oder vielmehr die Schmerzen, — doch ich will nicht ungerecht sein." —

„Dennoch denke ich mir," unterbrach ich ihn, nunmehr entschlossen, ihn nicht wieder zu den Ursachen seines Kummers zurückkehren zu lassen, „dennoch denke ich mir, daß das Leben hier in diesem Dorfe, so abgeschieden von dem erheiternden Umgange der Menschen etwas sehr Einförmiges haben, und unseren Geist entweder abstumpfen, oder ein Gefühl der Unbefriedigung stets in uns erhalten muß."

„So scheint es Dir, und es wundert mich nicht, daß es Dir so scheint. Seit 35 Jahren wohne ich in diesem stillen Asyle, lebe unter diesen einfachen, harmlosen Menschen und möchte unter keinerlei Bedingungen diesen Aufenthaltsort und diesen Wirkungskreis mit einem andern vertauschen."

„Dazu hat die Macht der Gewohnheit wohl das ihrige beigetragen, — aber in den ersten Jahren Ihres hiesigen Aufenthalts, haben Sie auch damals nie den Wunsch gehabt ihn zu verlassen?"

„Es ist eine schon längst vergangene Zeit von welcher Du redest," erwiederte der Greis, nachdem er sinnend eine Zeit lang geschwiegen hatte, „dennoch liegt sie so licht vor meiner Erinnerung, als ob man mich

erst gestern hier feierlich eingesetzt hätte. — Ich will es nicht läugnen, daß ich anfänglich mich oft hinaussehnte in die Welt, daß ich sogar zu Zeiten unzufrieden war mit meinem Schicksal und ich meine Lage mürrisch und mich selbst quälend verlebte. Aber glaube mir, die Zufriedenheit — und diese allein ist die Bedingung unseres Glückes — wird durch äußere Eindrücke nicht hervorgerufen! Ich erinnere mich noch deutlich der unbedeutenden Veranlassung, welche mich zum Nachdenken über mich selbst und zu der Erkenntniß brachte, daß, wenn wir redlich an unserer Veredelung arbeiten, wir ein Glück erlangen, was alle Güter der Erde uns nicht gewähren können."

Obgleich ich nichts erwiederte, um meinen Oheim in seiner damaligen Stimmung nicht durch Widerspruch zu verletzen, so hielt ich doch das, was er sagte, für nichts, als die Ansicht eines in der Einsamkeit und Einförmigkeit des Landlebens einseitig gewordenen Mannes — jetzt nach 29 Jahren, wo derjenige, welcher so zu mir sprach, längst die Erde verlassen hat, denke ich schon lange ganz anders über diese Gegenstände, und habe meinem Oheim oft im Stillen für meinen nur gedachten Widerspruch um Verzeihung gebeten.

„Und welches war jene unbedeutende Veranlassung, die es vermocht hat, Sie mit Ihrem hiesigen

Aufenthalte auszusöhnen?" fragte ich nach einiger Zeit.

„Ich will sie Dir mittheilen, mein Sohn, ich bezweifle fast, daß Du mich verstehen wirst. Ich war eines Tages sehr verstimmt, die Einsamkeit, die Stille um mich her lastete auf meinem Gemüthe, ich sehnte mich nach einer Zerstreuung, die ich in der Art, wie ich sie suchte, hier nicht erlangen konnte. Ich trat an's Fenster, gegenüber wurde damals das Haus gebaut, in welchem heute die arme Emma gestorben ist. Die Mauern waren bis zur halben Höhe fertig, ihr Schatten bedeckte schon einen nicht unbedeutenden Theil der grünen Wiese, welche sonst dem Lichte der Sonne stets und ganz zugänglich gewesen war. Die Arbeiter standen in angemessener Entfernung, theils unten, theils auf der Leiter, theils auf den oberen Balken und warfen sich die Steine zu, welche auf diese Weise schnell und geschickt an den Ort ihrer Bestimmung gefördert wurden. Derjenige, welcher unten stand, warf jedesmal etwas zu kurz oder zu weit, so daß der Zweite oben sich stets mit Anstrengung vor oder zurückbiegen mußte, um die unaufhörlich auf ihn zufliegenden Steine zu fangen. Er that dieß mit der größten Geduld und Heiterkeit. Selten, daß er scherzweise seinem Genossen einen Vorwurf zurief. Ich dachte, nachdem ich dieser

für das Auge ergötzenden Beschäftigung eine Zeit lang zugeschaut hatte, darüber nach, wie es wohl komme, daß jener Arbeiter, der mit der Anstrengung aller seiner Kräfte nur einen kärglichen Taglohn verdiente, so fröhlich und heiter sei, während ich mürrisch und verdrießlich. Ich verglich seinen Zustand mit dem meinigen, und diese Vergleichung wurde der Grund über mich weiter nachzudenken. Je mehr ich dieß that, je mehr wurde es mir klar, daß ich weit mehr Ursache hatte zufrieden, als unzufrieden zu sein, und daß es die höchste Undankbarkeit gegen den Schöpfer sei, stets nur an das zu denken, was meiner Ansicht nach, zu meinem Glücke fehle, als an das, was er mir dazu geschenkt hatte und was ich selbst als nothwendige Bedingungen dazu anerkennen mußte. Durch dieses Nachdenken verschwand meine Mißstimmung gänzlich, ich wurde heiter und fröhlich, als ob mir ein unerwartetes Glück begegnet sei, und wußte selbst nicht, woher diese plötzliche schöne Stimmung komme. Später habe ich das erst mehr erkannt und mich überzeugt, daß es in der Regel nichts als des ernstlichen Nachdenkens über uns selbst bedarf, um uns mit unserem Zustande zu versöhnen und eine üble Laune zu verscheuchen. Dieß ist weit besser und sicherer, als es von äußeren Eindrücken abhängig zu machen. Wollten die Geister der

Unzufriedenheit wieder die Oberhand gewinnen, so trat ich an's Fenster, dachte mir, auch als das Haus drüben längst fertig geworden war, die Arbeiter, wie sie sich die Steine zuwarfen, und begann meine Selbstbetrachtungen, die mir bald zum dringenden Bedürfniß wurden. Seit jener Zeit sehnte ich mich nicht mehr hier fort und es ist kein Tag vergangen, an welchem ich dem Schöpfer nicht gedankt hätte für die Gnade, die er mir erwiesen."

Am folgenden Tage besuchte ich mit meinem Oheim, den ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts bei ihm von Herzen lieb gewonnen hatte, das Sterbehaus, und stand lange an dem Sarge der armen Emma. Der Schmerz des alten Mannes wurde mir immer erklärlicher, je länger ich in das schöne, blasse, sanfte Gesicht der Entschlafenen schaute. Sie sah wirklich aus als schlummere sie nur, und so war für sie denn auch gewiß der Kuß des Todesengels von demjenigen wenig verschieden gewesen, den sie an jedem Abende von dem Gotte des Schlafes empfangen hatte. Das kleine Wesen, welches an ihrer Statt nun eine Zeit lang diese Erde bewohnen sollte, schlummerte ebenfalls. Beide schliefen — Mutter und Tochter, aber nicht in derselben Weise — beide lebten, aber verschieden, — Eine im Lichte, die Andere noch in der Dämmerung. — Eine

kurze Spanne Zeit — und dieser Unterschied hat aufgehört. Wie kurz ist dieser Zeitraum gegen die Ewigkeit! wie kurz ist er, schon jetzt, in der Erinnerung eines lebenden Menschen!

Als der Abend sich zum zweiten Male zur Erde herabsenkte, legten wir Emma in dieselbe. Die Sonne stand heiter im Westen und ihre matten Strahlen beleuchteten den schlanken, weißen Kirchthurm, der mit den klagenden Tönen seiner Glocken den stillen, sich langsam bewegenden Trauerzug begleitete. Mein Oheim schritt vorn in seinem Priestergewande, dem Sarge folgte fast die ganze Bevölkerung des kleinen Dorfes. Es war ein langer Zug und Niemand darunter, der sich nicht aus freiem Antriebe und voller Theilnahme demselben angeschlossen hätte, aber keiner von den Angehörigen der Gestorbenen begleitete sie zur letzten Ruhestätte. — Alle waren ihr fremde Menschen, von deren Dasein sie vor wenigen Monaten noch keine Ahnung gehabt hatte.

Als der Zug nach dem Friedhofe einbog, sprengte ein Reiter auf schaumbedeckten Pferde die Dorfgasse herab. Es war ein junger, blühender Mann in der Offizieruniform der russisch-deutschen Legion. Ich sah ihn eine Frage an einen Bewohner des Dorfes richten, dann vom Pferde sinken, so daß man ihn halb ohnmächtig

in ein Haus bringen mußte — und wußte nun wer der Reiter sei, der mit so großer Eile und gewiß von Sehnsucht und Liebe getrieben, den Weg hierher zurückgelegt hatte.

Mein Oheim brachte ihn, als die Bestattung vorüber war, in seine Wohnung und theilte ihm mit, was er schon wußte. Er, der selbst des Trostes bedurfte, bot Alles auf ihn zu trösten. Der junge Mann schien die Worte, welche an ihn gerichtet wurden, kaum zu hören; nur wenn man von Emma selbst sprach, von ihrem Leben Einzelnheiten erzählte, lauschte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und die Thränen rollten, ohne daß er es zu wissen schien, über seine gebräunten Wangen, dann versank er wieder in jenen anscheinend theilnahmlosen Zustand, welcher anzeigte, daß die Trostgründe, wodurch man sich bemühte seinen Schmerz zu mildern, ganz nutzlose Versuche seien.

Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke an seine Tochter und er verlangte zu ihr gebracht zu werden. Er setzte sich an die Wiege des schlummernden Kindes, und während der wenigen Tage, daß ich noch in jenem Dorfe blieb, habe ich nicht gesehen, daß er, mit Ausnahme einer einzigen Stunde, in welcher ich mit ihm ausritt, das Kind anders verlassen hätte, als um die Grabstätte der Mutter zu besuchen.

Es war am zweiten Tage nach seiner Ankunft, als er unseren vereinten Bitten Gehör gab und sich zu einem kurzen Ausfluge auf die Hochebene, welche das Dorf begränzte, mit mir entschloß. Lange ritten wir stumm neben einander; als wir oben angelangt waren, lagen die Streiflichter der schon tiefstehenden Sonne auf den kahlen Feldern und den fernen Höhenzügen. Die Gegend, an sich arm an Schönheit, entbehrte jetzt sowohl des Schmuckes des Frühlings als des Winters. Schmutziges Braun war die vorherrschende, fast einzige Farbe, die sich am Horizonte unmerklich in das blasse Graublau des Himmels verlor.

Mein Gefährte blickte lange schweigend in die matte Abendröthe, und die fahlen Lichtreflexe, die sich auf seinen Zügen abspiegelten, schienen in vollkommener Harmonie mit dem Zustande seines Innern zu stehen. Schon mehrmals hatte ich vergeblich versucht ein Gespräch anzuknüpfen, jetzt schien er selbst danach Verlangen zu tragen.

„Sie sind mir fremd, mein Herr," begann er ohne weitere Einleitung, „aber wir sind Kriegskameraden, und das Schicksal hat Sie zum Zeugen meines Unglücks gemacht — beantworten Sie mir wahr und wahrhaftig eine Frage. — Wollen Sie," sagte er nach einiger Zeit, während ich erwartungsvoll geschwiegen hatte.

„Gewiß, von Herzen gern," entgegnete ich.

„Glauben Sie, daß mein Kind, wenn ich die Mittel dazu anweise, hier einige Jahre bleiben kann, ohne daß das Mindeste bei seiner Pflege versäumt werde?"

„Ich glaube es," erwiederte ich, „aber darüber reden Sie am besten mit meinem Oheim, dem Pfarrer, denn ich selbst bin hier fremd und mit den Verhältnissen unbekannt."

„Unterstützen Sie mich dabei," sagte er mit fast flehender Stimme, „Sie erweisen mir einen Dienst, den ich Ihnen nie vergelten kann. — Halten Sie mich nicht für schlecht, für leichtsinnig," fuhr er fort — „o! ich hätte gut gemacht, was ich verbrochen — Emma wäre mein Weib geworden — ich habe nie einen Augenblick in diesem Vorsatze gewankt — gewiß nicht! Es ist mein einziger Trost, daß sie dieß wußte, daß sie nie daran gezweifelt hat — und daß sie es jetzt gewiß weiß."

Er schwieg wieder, und obgleich ich versuchte, das Gespräch fortzusetzen, so blieb er doch stumm, und auch während der kurzen Zeit meines Aufenthalts bei meinem Oheim, waren es nur noch wenige Worte, die ich ihn reden hörte.

Die gewünschte Uebereinkunft wurde getroffen, noch ehe ich abreiste. Mit wehmuthsvollen Empfindungen verließ ich einen Ort, wo ich gehofft hatte, nach dem

wilden aufregenden Treiben des Krieges einige Tage in heiterer Ruhe zu verleben, wo aber während meiner kurzen Anwesenheit Schmerz und Klage ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Mein Oheim war sehr bewegt, als ich von ihm schied.

„Wir sehen uns nicht wieder Karl," sagte er, indem er meine beiden Hände festhielt, „es ist ein Abschied für das Leben."

„Wir werden ja Landsleute," erwiederte ich lächelnd, um ihn heiter zu stimmen, „und da werden wir schon öfter zusammen kommen," aber was ich beabsichtigte, gelang mir nicht.

Ich ging, dem Offizier Lebewohl zu sagen. Er hielt das schlafende Kind auf dem Arme und betrachtete es unverwandt. Leise nickte er mir den Abschiedsgruß zu, ohne eine weitere Theilnahme zu verrathen. Als ich das kleine, niedrige Zimmer verließ in dem Hause, dessen Bau meinen Oheim zu seinen Selbstbetrachtungen geführt hatte und in dem später die arme Emma gestorben war, sah ich den Vater ihres Kindes noch immer in derselben Stellung, dasselbe unverwandt betrachtend.

2.

Viele Jahre waren nach den Ereignissen, welche ich eben erzählt habe, verflossen. Meinen Oheim hatte ich, wie er es vorausgesagt, nicht wieder gesehen; wir waren zwar Landsleute geworden, aber er war bald darauf nach jenem großen Lande ausgewandert, in welchem alle Völker der Erde, so wie die Bewohner der anderen unzähligen Himmelskörper, alle, die darauf gelebt haben und darauf leben werden, sich zusammenfinden zu einer großen unendlichen Gemeinde. Auch meine Eltern waren gestorben und die Sorgen und die Noth des Lebens hatten auch an meine Thür geklopft. Mit Fleiß und Ausdauer war ich ihrer Herr geworden, wenn auch unter manchen Anstrengungen und Entbehrungen, ich hatte meine Studien vollendet, man lobte mich wegen meines Benehmens, rühmte meine Kenntnisse, und, ob ich gleich ohne alle Verbindungen dastand, wurde ich doch vielen Mitbewerbern vorgezogen und zum Director eines bedeutenden Gerichtes ernannt.

Diese Auszeichnung, denn als eine solche konnte ich es ansehen, wurde mir aber nicht etwa in einem sehr jugendlichen Alter zu Theil, wie es nach dem eben Gesagten den Anschein haben könnte. Es ist hinlänglich

dafür gesorgt, daß der Weg zu den mittleren Beamtenstellen nicht zu rasch zurückgelegt werde — mit den höheren geht es allerdings oft anders; das Genie hat hier eher Gelegenheit eine angemessene Stellung einzunehmen, besonders wenn es sich des Glückes eines geniereichen Vaters, Onkels, Vetters u. s. w. zu erfreuen hat. Daher kommt es denn auch, daß das Genie sich vom Vater auf den Sohn vererbt, was man sonst oft bezweifeln wollte, und daß die Geheimen Räthe in manchen Familien gar nicht aussterben.

Mir wurde die eben gedachte Auszeichnung zu Theil, nachdem ich der Hälfte der Dreißig ganz nahe stand, also in einem Alter, was so recht eigentlich zum Dirigiren geschaffen ist. Ich habe dieß nie lebhafter gefühlt, als seitdem ich selbst den Dirigentenstab handhabe. Es ist eine schöne Sache um die Gewalt. Für einen ehrgeizigen Mann giebt es gewiß nichts so Anlockendes und Reizendes, gewiß nichts so Schmerzliches, als auch nur den kleinsten Theil davon wieder zu verlieren. Ich weiß selbst nicht, woher es kommt, aber was man so eigentlich ehrgeizig nennt, gehört nicht zu meinen Tugenden oder Fehlern, deßhalb fühle ich mich zwar glücklich, daß ich nicht mehr nöthig habe an der Longe zu laufen, sondern selbst die Zügel handhabe — das ist aber auch so ziemlich Alles. Ich möchte gar nicht mehr

werden, und hoffe hier, wo man mich, wie ich glaube, achtet und liebt, so lange zu bleiben, bis wir, mein guter Oheim und ich, wieder Landsleute werden.

„Sie kommen doch heute auf den Ball, bester Direktor?“ fragte mich eines Tages einer der Räthe des Gerichts, mit dem ich vorzugsweise befreundet war, und dessen schöne, anmuthige Frau schon oft den Wunsch bei mir hatte rege werden lassen, mir auch bald eine Gefährtin für das Leben zu suchen, und nicht länger zu zögern, sollte es überhaupt noch geschehen. Aber je älter man wird, je schwieriger wird man in der Wahl einer Frau, und indem man stets überlegt und Bedenken erhebt, wird man immer älter, bis es zuletzt eine Thorheit sein würde, den traurigen Orden der Hagestolzen zu verlassen.

„Ich bedauere heute Abhaltung zu haben,“ erwiederte ich, „es wird sich schwerlich machen lassen.“

„Meine Frau hatte sich sehr auf Ihre Gesellschaft gefreut,“ entgegnete der Schlaue, der wohl wußte, wo meine Achilles-Ferse zu suchen war.

„Nun ich will sehen, wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich kommen,“ antwortete ich, schon fest entschlossen hinzugehen.

„Versprechen Sie's, sonst sehen wir Sie doch nicht, lassen Sie uns zusammen speisen, es sind noch einige

Familien; wir werden gewiß recht heiter sein. Soll ich ein Gedeck für Sie bestellen?" fragte er weiter, nachdem er mir die Familien genannt. Jede zählte entweder eine schöne Frau oder Tochter zu den Ihrigen, so daß es mir unmöglich war, abzuschlagen.

Obgleich ich, so lange ich in B. war, niemals getanzt hatte — ich hielt dieß nämlich mit meiner Dirigenten=Würde nicht recht vereinbar — so vergnügte ich mich doch sehr auf den Bällen, und heute war's besonders fröhlich und munter. Wir saßen in der Pause, ein munterer Kreis von verheiratheten und unverheiratheten Männern, Frauen und Mädchen zusammen, und würzten das schmackhaft zubereitete Abendessen mit heitern, launigen Gesprächen und Scherzen, worunter jene Anspielungen und Neckereien natürlich nicht fehlen durften, die ein vermuthetes oder im Schleier des halben Geheimnisses liegendes Verhältniß zum Gegenstande haben, sich ewig wiederholen, weil die Welt sich stets verjüngt, dessen ungeachtet aber doch immer reizend und anziehend bleiben.

Die fliegenden Champagnerpfropfen, hie und da von dem Angstruf eines schönen Mundes begleitet, waren die Signale zu noch erhöhter Heiterkeit.

„Sie müssen heute auch tanzen, Direktor!" rief mein Freund über den Tisch mir zu, „Sie haben ja

eine ganz hübsche, stattliche Figur, warum tanzen Sie nicht? engagiren Sie Ihre Nachbarin! Es hilft Ihnen nichts," rief er noch lauter durch das zunehmende Schwirren der Stimmen, während ich mit dem Kopfe schüttelte, „Sie müssen tanzen!"

Meine Nachbarin, welche meine verneinende Bewegung deutlich wahrgenommen hatte, bemerkte mir sogleich, daß sie keinen Tanz mehr frei habe, und ich nahm hieraus Veranlassung, meine Weigerung eben so laut auszusprechen. Dieß hatte die unglückliche Folge, daß nun der ganze Tisch sich in meine Tanz- oder besser Nichttanzangelegenheiten mischte und ich förmlich bestürmt wurde, nachzugeben. Ich setzte jedoch diesem Aufgebot in Masse einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und so schien man die Idee endlich fallen zu lassen, als die Frau meines Freundes die Sache wieder aufnahm.

„Sie sollen heute dennoch tanzen, liebster Direktor," sagte sie schalkhaft lächelnd, es wird Ihnen Alles dieß nichts helfen.

„Ich weiß wirklich nicht, meine gnädige Frau," — erwiederte ich einigermaßen verlegen. —

„Haben Sie Lust zu wetten, daß Sie tanzen werden?" unterbrach sie mich, „ich schlage Ihnen im

Namen meines Mannes eine Wette von sechs Flaschen Champagner vor, haben Sie Muth?"

„Und ich schlage ein und mache mich anheischig, das Doppelte zu geben, wenn ich verliere, was aber nicht möglich ist." —

„Das thut nichts," rief mein Freund, „die Wette wird angenommen, und bravo! bravo!" accompagnirte die ausgelassene Tischgesellschaft.

Bald ertönte wieder die Musik und Alles eilte in den Tanzsaal. Eine Zeit lang blieb ich allein sitzen, um in gar keine Berührung mit den Tanzenden zu kommen, bald schien mir jedoch dieses Benehmen wenig Selbstvertrauen zu verrathen, auch hielt ich mich in Beziehung auf meine Wette für völlig sicher, und so verließ ich denn ebenfalls meinen einsamen Sitz und trat in den Saal.

„Man soll die Gelegenheit meiden," sagt ein altes wahres Sprichwort, „und wem es wirklich Ernst ist, etwas zu unterlassen, der sollte sich stets daran erinnern."

Es wurde Cotillon getanzt. Ein Kreis von mehr oder weniger schönen, jungen Damen nahm mit den Tänzern fast den ganzen Raum des Saales ein; für die Zuschauer blieb nur wenig Platz übrig, den sie, dicht gedrängt ausfüllten. Als ich mich auch dorthin stellte, führte man eine Tour aus, in welcher an

sämmtliche Tänzerinnen nach dem Zufalle kleine Geschenke vertheilt wurden, worunter eine Krone von seltenen Blumen, deren Besitzerin zur Königin des Balles ausgerufen werden sollte. Die Geschenke waren mit Zahlen versehen und jede Dame zog aus einem verdeckten Gefäße eine diesen entsprechende Nummer und dadurch die Anwartschaft auf ein Geschenk. Die glückliche Zahl, welche die königliche Krone verlieh, war ein Geheimniß.

Die Aufmerksamkeit, sowohl der Tanzenden, als der Zuschauer wurde durch diese mit Geschmack erdachte Tour sehr gespannt erhalten. Jetzt rief man die Nummer der Königin aus! Es trat eine Zeit lang eine allgemeine Stille ein, dann entstand ein Geflüster, endlich lautes Beifallsrufen und Händeklatschen, und Aller Augen richteten sich auf ein junges, unfern von mir stehendes Mädchen. Ich weiß nicht; wie es geschah, dieß Mädchen, welches mir bis jetzt immer mehr wie ein Kind vorgekommen war, schien mir plötzlich ganz verändert. Es lag ein anmuthig lieblicher Zauber auf diesem schönen, jugendlichen Gesichte, auf dieser leichten Sylphen=Gestalt! Ich konnte meine Blicke gar nicht abwenden, als sie die ihrigen erröthend und verlegen niederschlug, während man ihr die Blumenkrone in das reiche Haar flocht, sie in die Mitte des Saales führte

und nun das Orchester die wirbelnden Fanfaren zu Ehren der jungen reizenden Königin ertönen ließ. Ein Damenkreis umgab sie und führte einige Touren aus, dann öffnete er sich und die Königin wählte zuerst ihren Tänzer. Ich war sehr begierig, wen sie wählen würde, obgleich ich mir einen Grund dieser ungewöhnlichen Neugierde nicht anzugeben vermochte. Sie schwebt der Gegend zu, wo ich mich befinde, und plötzlich steht sie vor mir, ihre kleine Hand ein wenig erhoben, als Aufforderung, ihr zu folgen. Ich zögerte — Alles blickte auf mich, es herrschte eine lautlose Stille, derjenigen ähnlich, welche einem heftigen Sturme bevor zu gehen pflegt — dann, als sie die Augen emporschlug, diese sanften, tiefen, schüchternen Augen, und mich fragend anblickte — da wäre ich nicht länger stehen geblieben und wenn ich in meinem Leben noch nicht getanzt und um eine Million gewettet hätte!

Ein allgemeiner Ausbruch des Beifalls begleitete mich in die Mitte des Saales — ich freute mich ordentlich darüber. Ich tanzte mit Emma, und dieses Tanzen gefiel mir so wohl, daß ich um den folgenden Tanz bat, der mir auch zugesagt wurde.

„Verloren! verloren!“ rief mir die ausgelassene Frau meines Freundes zu, „wußte ich's nicht? o! über die Schwäche der Männer!“

Ich seufzte aus der Tiefe meiner Brust, ich konnte der Muthwilligen für den Augenblick nichts erwiedern, — ich war mir wirklich in meinem Leben nie so schwach vorgekommen. „Wissen Sie auch, daß ich das Alles so eingerichtet habe?“ fuhr sie fort. „Emma mußte mir den Gefallen thun, Sie zu holen, und daß sie Königin wurde, setzte der Sache die Krone auf. Ich muß Ihnen das nur sagen,“ fügte Sie spottend hinzu, „damit Sie sich nicht etwa einbilden, Ihr eigenes Verdienst habe Ihnen zu dem Tanze verholfen!“

„Wenn nicht zu dem vorigen, doch zu diesem,“ erwiederte ich, mich in die Brust werfend, um meine Verlegenheit zu verbergen, „ich höre, die Musik fängt an — entschuldigen Sie, ich bin engagirt.“

„Sie sind engagirt? — nun das ist köstlich! darf man fragen, welcher Dame dieses außerordentliche Glück zu Theil geworden ist?“

„Ich werde diesen Tanz mit Fräulein Emma tanzen,“ preßte ich heraus, denn es war mir, als schnüre mir Jemand die Kehle zu, und entfernte mich so schnell ich konnte.

„Ei! Ei! Herr Direktor! Herr Direktor!“ — schallte es hinter mir her; ich konnte es nicht verhindern, daß ich es hörte, so sehr ich mich auch beeilte, aus der Sprachweite dieser kleinen redenden Frau zu kommen.

Nun tanzte ich mit Emma — ja ich tanzte mit ihr! Wenn ein Mann unter solchen Verhältnissen, in meinen Jahren, ein Mann, der es sonst mit seiner Würde unvereinbar hielt, zu tanzen, dennoch tanzt, und zwar zweimal hinter einander mit einem jungen Mädchen, das ihm kurz zuvor noch wie ein Kind vorgekommen war — so geschieht das nicht ohne Ursache. Natürlich, es wird das Jeder leicht einsehen, eben weil es so sehr natürlich ist. Ich bezahlte meine Wette mit dem freudigsten Herzen, es war mir ordentlich unlieb, daß der Preis so gering gestellt gewesen. Neben mir hatte man Emma zu setzen gewußt, ich bemerkte wohl, daß die Andern oft freundlich neckend zu uns herüber lächelten, aber es mißfiel mir gar nicht — kurz — es werden so viele Verbindungen auf Bällen eingeleitet und es ist so etwas Gewöhnliches, daß es gerade dort geschieht, daß ich das Entstehen meiner Neigung oder vielmehr meiner treuen und wahrhaftigen Liebe zu der lieblichen siebenzehnjährigen Emma gar nicht so ausführlich beschrieben haben würde, hätte ich es mir eben nicht zur Aufgabe gestellt, die Sache so darzustellen, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Schon am achten Tage nach diesem ereignißreichen Balle hielt ich bei Emma's Vater um ihre Hand an, nachdem sie mir vorher ihr „Ja"

auf eine so liebliche Weise zugeflüstert hatte, daß ich einen ganz vergeblichen Versuch machen würde, dieß ebenfalls zu beschreiben, wie es sich wirklich zugetragen hat. Voll der seligsten Gefühle und der bestimmtesten Hoffnungen ging ich zu Emma's Vater, einem Advokat, Anwalt bei dem hiesigen Gericht — aber nun thürmten sich mit Einemmale ganz unerwartete Hindernisse unseren Wünschen entgegen.

Der Justizrath, ein würdiger, wohlwollender Mann, dessen Locken die Zeit zwar gebleicht, dessen Geist aber ungeschwächt geblieben war und dessen Herz noch eben so warm zu empfinden vermochte, vielleicht noch wärmer und inniger, als das der frühreifen Jünglinge unserer Zeit — der Justizrath empfing mich auf das Herzlichste und Freundlichste, hörte meine Wünsche, wahrscheinlich weil er sie vorausgesehen hatte, ohne eine Ueberraschung zu verrathen, lächelnd an, und erwiederte dann, indem er mir die Hand reichte:

„Ich darf Ihnen wohl kaum sagen, mein bester Herr Direktor, daß ich mich durch Ihren Antrag sehr geehrt fühle, jeder Vater würde erfreut sein, einen so allgemein geachteten und hochgeschätzten Mann in seine Familie aufnehmen zu können. — (Ich bin genöthigt, um treu zu erzählen, hier die eigenen Worte des Justiz-

rathes anzuführen, der es übrigens, wie alle Advokaten, nicht so sehr genau mit Redensarten nahm, weßhalb der Leser dieß nicht als ein Selbstlob ansehen wolle.) Auch glaube ich, daß Emma in Ihrem Besitze glücklich werden wird, kurz, ich habe nichts gegen diese Verbindung einzuwenden." —

Ich ergriff gerührt seine Hände und wollte ihn eben bitten, mit mir hinauf zu meiner Braut zu gehen, als er fortfuhr: „Dennoch kann ich Ihnen, so widersprechend es klingen mag, das Jawort nicht ertheilen. Nehmen Sie dieß nicht" — setzte er noch freundlicher hinzu, als er sah, wie ich erblaßte und fühlte, wie meine Hände leise in den seinigen zu zittern begannen, „nehmen Sie dieß nicht für eine durchaus abschlägige Antwort an — im Gegentheil, ich hoffe, daß das, was Sie jetzt von mir erbitten, Ihnen und Emma in einiger Zeit gewährt werden wird — aber für jetzt ist dieß nicht möglich. Sie müssen sich noch etwas gedulden. Es soll meine Sorge sein, die Zeit der Ungewißheit möglichst abzukürzen."

„Das klingt eigenthümlich," antwortete ich, als ich mich einigermaßen gesammelt hatte, „Sie werden es mir nicht verweigern, mir die Gründe, welche Sie nöthigen so zu handeln, mitzutheilen. Ich glaube, daß Sie mir dieß schuldig sind."

„Vor Allem bitte ich Sie nochmals, mein bester Direktor, halten Sie sich fest überzeugt, daß die Gründe, welche es mir unmöglich machen, Ihnen für jetzt eine bestimmte Zusage zu geben, außerhalb Ihrer, Emma's und auch meiner Persönlichkeit liegen. Es walten Verhältnisse ob, die ich Ihnen jetzt ebenfalls nicht näher erörtern darf. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ich Ihnen binnen wenigen Monaten die gewünschte Zusage geben kann, und Sie sind gewiß überzeugt, daß ich dieß dann mit frohem, freudigem Herzen thun werde. Mein Haus steht Ihnen zu jeder Zeit offen. Ich werde es mir zur Ehre anrechnen, wenn Sie uns recht häufig besuchen. Lassen Sie unsere heutige Unterredung zwar einstweilen ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben, aber erblicken Sie darin kein Hinderniß recht oft hierher zu kommen."

Der alte Justizrath sagte dieß Alles mit einer solchen Freundlichkeit und Herzlichkeit, daß ich wirklich nicht wußte, was ich aus der ganzen Sache machen sollte. Ich hatte den Mann immer für höchst solid und, was man so nennt, für etwas philisterhaft gehalten, aber hier schien ein Geheimniß verborgen zu sein, was möglicher Weise ganz außerhalb der Gewöhnlichkeit liegen konnte.

Mir war das Alles damals jedoch ziemlich gleich-

gültig. Ich hatte die beglückende Ueberzeugung von Emma geliebt zu sein, und das war mir genug — und sollte es eigentlich in allen solchen Verhältnissen sein. Ich fühlte mich ordentlich zu außergewöhnlichen Handlungen aufgelegt — Gedanken an eine Entführung flogen durch den Kopf — kurz ich war völlig mit mir einig, den Besitz Emma's um jeden Preis zu erlangen. Es ist mir selbst unbegreiflich, wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie damals jene entschlossene Leidenschaft so plötzlich in mir auflodern konnte, denn ich zählte doch bereits sechs und dreißig Jahre, war mithin kein Jüngling mehr, sondern ein Mann, obgleich ich fühlte, wie Jener. Ich habe daraus und aus noch manchen andern Erfahrungen, welche ich aber hier nicht erzählen will, die, wie ich glaube, richtige Folgerung gezogen, daß es mit den Begriffen von Jugend eine eigene Bewandtniß habe, und daß oft unter einer jugendlichen Gestalt ein bereits ganz alt gewordenes Herz sich bewegt, sei es, weil es eine Zeit lang zu rasch geschlagen, oder weil es überhaupt von Anfang an sich an eine matte, schläfrige Art gewöhnt hat, — dagegen — wie viele Menschen giebt es, deren Körper zwar der Zeit ihren Tribut gezollt, deren Geist, Herz und Gemüth aber stets jugendlich und frisch geblieben sind! Es gewährt mir immer einen wahren Hochgenuß, wenn ich mich in

der Gesellschaft solcher Menschen befinden kann, es ist mir dieß der Sauerstoff meines geistigen Athems! Aber ich will mich weit lieber in ein einsames pensylvanisches Gefängniß einsperren lassen und mich der Gefahr aussetzen, statt gebessert, blödsinnig oder toll zu werden, als es dulden, daß man mir die Zwangsjacke einer ächten Philistergesellschaft anziehe und meinen Geist nöthige, mit übereinander gepreßten Armen und Beinen regungslos dazusitzen und darüber zu reflektiren, was aus dem Menschen werden könne, wenn er vor der Zeit in faule Gährung übergeht.

Ich that wie mein künftiger Schwiegervater es haben wollte, besuchte ihn oder vielmehr Emma fast täglich, und obgleich unsere Verlobung nicht förmlich erklärt war, so galten wir doch in der ganzen Stadt für Brautleute, und ich fand auch nicht die geringste Veranlassung, diesem Gerüchte weder durch Worte, noch durch Handlungen zu widersprechen.

Es waren in dieser Weise seit jenem Abende auf dem Balle, an welchem ich das Tanzen wieder gelernt hatte, fast drei Monate verflossen. Schon öfter hatte ich an den Justizrath die Frage gerichtet, ob er mir noch immer keine bestimmte Zusage machen könne? aber jedesmal schüttelte er geheimnißvoll lächelnd mit dem

Kopfe und sagte: „Bald, Sie müssen noch ein wenig Geduld haben." — Diese wäre mir längst ausgegangen, denn sie gehört eben nicht zu meinen hervorragendsten guten Eigenschaften, hätte ich nicht in dem Umgange mit meiner Emma leicht Alles um mich her und mithin auch die Sonderbarkeiten ihres Vaters vergessen. Diejenigen von meinen Lesern, welche selbst den ersten bräutlichen Kuß von unberührten Lippen empfangen und in dem entzückenden Zaubergarten der Liebe gewandelt haben oder noch wandeln, — werden mich verstehen; denjenigen aber, welche nie dazu fähig gewesen sind, und die, wenn sie von dem Bunde, von dem ewigen Bunde zweier für einander bestimmter Wesen hören, den Mund zu einem spöttischen Lächeln verziehen, so lange, bis ihnen endlich davon die Zähne ausfallen und man sie als eine längst verknöcherte Hagestolzmumie unbeweint in das Grab legt, diesen will ich lieber unverständlich bleiben.

In den ersten Tagen jener schönen Zeit des Jahres, welche, obgleich noch dem vor Altersschwäche grämlichen und eigensinnigen Winter dienstbar, doch schon leise verrätherische Verbindungen mit dem von ferne lockenden Frühling unterhält, stand ich einst gegen Abend auf der hohen Treppe des am Markte des Städtchens gelegenen stattlichen Gasthauses.

Viele meiner Bekannten gingen vorbei mit Gewehr und Jagdtasche zum Schnepfenstrich in die nahe gelegenen Wälder. Sonst zog auch ich mit hinaus, denn ich liebe die Jagd — jetzt aber blieb mir zu all' dergleichen keine Zeit übrig. So begnügte ich mich denn die Vorübergehenden zu grüßen und ihnen mit einer Art von Sehnsucht nachzusehen; sie dagegen drückten durch ihre Gegengrüße immer auf eine oder die andere Weise ihr Bedauern und ihre Verwunderung darüber aus, daß ich noch immer nicht so viel Zeit gewinnen könne, sie zu begleiten.

Bald wurde es ziemlich menschenleer auf dem Marktplatze, der ohnehin selten sehr belebt ist. Eine traurige Veranlassung unterbrach für den Augenblick diese Stille. Es war ein Leichenzug; an sich nichts Ungewöhnliches, da der Lage des Kirchhofes wegen fast alle Leichenzüge den Marktplatz zu überschreiten haben. Dieser war jedoch eigenthümlicher Art und von den andern wesentlich verschieden. Dem mit einem Blumenkranze gezierten Sarge, der von sechs Männern getragen wurde, folgte nur ein kleiner Trupp Menschen, erst einige Männer, dann Frauen und Mädchen, dann Kinder. Es war kein einziger Bewohner des Städtchens unter diesem Leichengefolge — denn wir kennen uns hier so ziem-

lich Alle und grüßen uns, so oft wir uns begegnen — vielmehr sonderbar zusammengeworfene, zum Theil etwas eigenthümlich gekleidete und auffallend einherschreitende Gestalten. Die Männer sahen blaß und verlebt, die Frauen kummervoll oder auffordernd aus, dabei hatte dieser Trupp fremder Menschen, welcher Einem der Ihrigen die letzte Ehre erzeigte und sich so abgeschlossen und gemieden von der übrigen Bevölkerung auch hierbei halten mußte, etwas tief Tragisches.

„Was ist das für ein Zug?" fragte ich den Oberkellner, welcher neugierig an meiner Seite stand, seinen langen Hals emporreckte und dabei einem gerupften Hahne sehr ähnlich wurde.

Die schöne, junge Schauspielerin wird begraben, welche vorgestern so plötzlich gestorben ist; Sie wissen doch, Herr Direktor —"

„Ich weiß," unterbrach ich den Geschwätzigen, und überließ mich wieder, dem Zuge nachblickend, meinen Betrachtungen. Es war ein junges, liebreizendes Mädchen, welches dort zu Grabe getragen wurde, ihr Gefolge bestand aus Leuten, die der Zufall aus den verschiedensten Enden des Vaterlandes auf eine kurze Zeit zusammengeführt hatte, und die nun selbst hier,

von den Einwohnern der Stadt streng gesondert, sich zu einem traurigen, für die Meisten jedoch höchst gleichgültigen Geschäfte vereinigt hatten. Von den Angehörigen der Gestorbenen, von ihren Freunden und Verwandten, wenn sie solche überhaupt gehabt hatte, befand sich Niemand unter dem Zuge! — Ich wurde unwillkürlich an den Aufenthalt bei meinem Oheim und an den Leichenzug der armen Emma erinnert. Dieß war noch mehr der Fall, als, so wie damals ein Reiter, jetzt ein Wagen mit raschen Extrapostpferden bespannt, sich dem Zuge näherte, und durch denselben am augenblicklichen Weiterfahren gehindert, halten blieb. Sobald dieß geschehen war, sah ich einen Mann mit einer gewissen Hast den Wagen verlassen und an einen der Leidtragenden eine Frage richten. Die Antwort, welche man ihm gab, schien ihn zu befriedigen, denn er ließ den Wagen leer nach dem Gasthof fahren und ging die kurze Strecke bis dahin zu Fuß.

Als er die Treppe heraufgestiegen und so in meine Nähe gekommen war, schien mir sein Gesicht bekannt — auch er betrachtete mich forschend. Fast in demselben Augenblicke erkannten wir uns, obgleich wir uns lange nicht gesehen und gewiß Beide sehr verändert hatten. Der Fremde war kein Anderer, als der ehe=

malige Offizier der russisch=deutschen Legion, dessen kurze traurige Bekanntschaft ich vor achtzehn Jahren bei meinem Oheim gemacht hatte.

Obgleich es nur wenige Worte gewesen waren, die wir im Leben mit einander gewechselt hatten, so freueten wir uns doch Beide, daß der Zufall uns einmal wieder zusammengeführt habe. Ein Augenblick der gemeinsamen Freude oder Noth bindet die Menschen oft mehr aneinander, als ein jahrelanges einförmiges Zusammenleben. Es wurde Manches gefragt und Manches beantwortet. —

„Sie schienen ja Antheil zu nehmen an jenem Begräbnisse, wenigstens kam es mir so vor," bemerkte ich im Laufe des Gesprächs.

„Gott sei Dank," erwiederte er, „ich hatte es nicht nöthig; aber, als ich den Leichenzug mir den Weg sperren sah, gerade am Orte meiner Bestimmung, da durchzuckte eine böse, schreckliche Ahnung meine Brust — ich wurde unwillkürlich an den schmerzvollsten Augenblick meines Lebens erinnert, von dem Sie Zeuge gewesen sind und bangte vor einer Wiederholung.

Ich blickte meinen alten Bekannten fragend an —

„den Ort Ihrer Bestimmung, sagten Sie?“ bemerkte ich endlich, „darf ich der Hoffnung Raum geben, daß Sie eine längere Zeit hier verweilen werden?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete er freundlich, „das werde ich — vielleicht für immer,“ setzte er hinzu, „und wenn Sie auch zuweilen hierher kommen, so wird mir das Glück zu Theil werden, Sie öfter zu sehen.“

„Ich wohne hier,“ bemerkte ich, „aber darf ich wissen, was Sie zu uns führt?“

„Eigentlich soll es noch ein Geheimniß bleiben, aber Ihnen, als einem so alten Freunde, kann ich es wohl vertrauen — ich will meine Tochter verheirathen, — das kleine Mädchen,“ setzte er wehmüthig lächelnd hinzu, „das Sie gesehen haben, als es kaum das Licht der Welt erblickt hatte.“

„Und die wird jetzt schon heirathen? mein Gott, wie die Zeit fliegt; wenn man an Ereignisse erinnert wird, welche so weit zurückliegen, merkt man es recht, daß man alt wird. Aber wo befindet sich Ihre Fräulein Tochter, wird Sie Ihnen bald folgen? ich bin recht gespannt, das Kind zu sehen.“

„Ich noch weit mehr, wie Sie, mein Herr, denn ich habe sie jetzt in vierzehn Jahren nicht mehr an mein Herz drücken können!"

„Nun, und der Bräutigam?" fragte ich weiter, denn mir kam es, offenherzig gesagt, etwas sonderbar vor, daß die Heirath dieses fremden Paares gerade hier vor sich gehen sollte.

„Den Bräutigam kenne ich selbst noch nicht," fuhr Jener fort, „nach dem aber, was man mir geschrieben hat, soll er ein sehr ehrenwerther Mann sein. Da Sie hier wohnen, würden Sie mich verpflichten, wenn Sie Ihr Urtheil über ihn ganz offen gegen mich aussprechen wollten."

„Ich? — o ja, von Herzen gern; aber das setzt voraus, daß Sie mir sagen, wer dieser Bräutigam sei."

„Ja so, das ist allerdings nöthig — der Bräutigam ist der Gerichtsdirektor Hochberg — Sie kennen ihn ohne Zweifel?"

„Wer? wer?" fragte ich, und der Ausdruck in meiner Frage mußte eigenthümlicher Art gewesen sein,

denn mein alter Bekannter schien davor zu erschrecken und entgegnete rasch:

„Sie wissen doch nichts Nachtheiliges von ihm? Sie machen mich besorgt?“

„Nein, nein, mein Herr, davon ist gar nicht die Rede, aber Sie befinden sich in einem sehr bedauernswerthen Irrthum, denn der eben genannte Direktor hat die Ehre vor Ihnen zu steh'en und versichert Ihnen, daß er Ihre Fräulein Tochter seit jenem Tage, wo wir uns trennten, niemals wieder gesehen hat.“

„Sie sind der Direktor Hochberg?“ sagte Jener, mich lächelnd und forschend ansehend, Sie? — Nun, es freuet mich, daß Sie es sind!“

„Das freuet Sie? Ich kann nicht läugnen, daß ich Sie nicht ganz verstehe,“ entgegnete ich, denn ich fing nun an zu glauben, der Mann sei nicht recht bei Sinnen.

„Wollen Sie mir noch eine Frage beantworten,“ fuhr er ruhig fort: „Sind Sie verlobt?“

„Verlobt? — nein, was man verlobt nennt, das bin ich nicht.

„Aber Sie lieben ein Mädchen und wollen sich mit ihr verloben?“

„Ja, so ist's,“ erwiederte ich.

„Und dieses Mädchen ist die Tochter des Justizraths Krüger?“

„Mein Gott ja,“ sagte ich im höchsten Erstaunen, aber woher wissen Sie das, Sie, der Sie vorher nicht einmal meinen Namen kannten?“

„Dieses junge Mädchen,“ entgegnete er mit beweg- ter Stimme, indem er meine Hände ergriff und mir voll Innigkeit in die Augen blickte — „Ihre Emma, ist nicht des Justizraths, sondern meine Tochter! Be- finde ich mich noch in einem Irrthum — dann ist er allerdings sehr bedauernswerth.“ —

Da sich das Uebrige, was nun folgt, Alles von selbst versteht, so will ich davon schweigen, und nur hinzufügen, daß bereits nach sechs Wochen unsere Hoch- zeit fröhlich gefeiert wurde.

Jetzt ist Emma schon lange mein glückliches, ge- liebtes Weib, und noch niemals ist ein Zeitpunkt ein- getreten, an dem einem von uns jener Tanz und die

verlorene Wette gereut hätte. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, machen unser Glück vollkommen; mein Schwiegervater aber, nur um zehn Jahre älter als sein Sohn, ist nicht wieder fortgezogen nach Kurland, sondern theilt und erhöht durch seine Liebe und seinen geistvollen Umgang unser Glück.

Eine Stunde in der Passagier-
stube zu E.

Es war ein trüber, regnerischer Novembermorgen, als die Schnellpost, in welcher ich die Nacht einsam zugebracht hatte, in den großen, schmutzigen, ungepflasterten Posthof zu E. einfuhr. Noch war es nicht recht Tag geworden, der Himmel zeigte jene unbestimmte graue Farbe, hinter welche er so häufig seine eigentlichen Absichten verbirgt, bis er sich bei der höher steigenden Sonne näher erklären muß, ob er für den kommenden Tag der Partei der Dunkelmacher oder des Lichtes angehören will.

Es ist kein angenehmer körperlicher Zustand, in welchem man sich befindet, wenn man zu einer ungewohnt frühen Tageszeit den rollenden Kasten verläßt, in dem man eine ganze Nacht gesessen und sich bemüht hat, seinen an die Bequemlichkeit eines elastischen, warmen Bettes gewohnten Gliedern eine möglichst schlafgerechte und warme Lage zu geben. Die Federn in den Gelenken haben durch den langen, unrichtigen Druck an Schwungkraft verloren, die Sehnen sind entweder unnatürlich

verkürzt oder verlängert, kurz, die ganze Maschinerie unseres Körpers bewegt sich mit der Unbehülflichkeit eines Menschen, der, durch einen plötzlichen Glücksfall seiner niederen Sphäre entrückt, es zu seinem zeitlichen Wohle für nöthig hält, „den Ton der höheren Cirkel" anzunehmen. Mir ging es nicht viel besser. Nicht ohne Mühe brachte ich meine Beine dazu, die durch die Wagentritte vorgeschriebenen Distanzen bei'm Aussteigen einzuhalten, wobei sich besonders mein linkes Knie, in welches sich schon hin und wieder ein kleines Rheuma anzusiedeln beabsichtigt, sehr widerspenstig bezeigte. Nachdem ich die hohe, höchst unbequeme Treppe zum Posthause wieder heraufgestiegen war, erkundigte ich mich sogleich nach der Passagierstube. Die Einrichtung der Passagierstuben ist eine der wohlthätigsten der neueren Zeit, und kann derjenigen des deutschen Zollvereins kühn an die Seite gestellt werden. Sie zeigt eben so von tiefer Menschenkenntniß, als innigem Mitgefühl für die Leiden der Mitbrüder; sie ist das versöhnende Prinzip zwischen der mürrischen, halb und halb verkniffenen üblen Laune des expedirenden Postsekretärs und der Geduld des armen Reisenden, der ja lediglich seine Reisen macht und seine Briefe schreibt, damit der Postsekretär ein Amt bekleide, durch welches er in den Stand gesetzt wird, zu heirathen, und die beglückende Ueberzeugung zu ge-

winnen, daß das wahre Glück des Lebens — die Genügsamkeit sei.

„Die Passagierstube ist oben — oben links!“ beantwortete ein hübsches, schlankes, schwarzäugiges Mädchen meine Frage, ohne weiter im mindesten Notiz von mir zu nehmen. So sehr mein linkes Knie auch dagegen protestirte, ich mußte mich entschließen noch höher zu steigen. Keine Thür zeigte oben die ersehnte gesuchte Einladung: „Passagierstube,“ ich wählte also diejenige aus, die am unreinlichsten und vergriffensten aussah.

Fast hätte ich die geöffnete Thür wieder geschlossen, ob des Anblicks der mir zu Theil wurde, hätte mich nicht das Bild des Generalpostmeisters, was ich an der Wand sogleich erspähte, und das in einer einigermaßen gut eingerichteten Passagierstube niemals fehlt, wieder schwankend gemacht. So nahm ich mir denn ein Herz und fragte schüchtern:

„Entschuldigen Sie, ist dieß die Passagierstube?“

„Ja wohl!“ war die Antwort — und ich trat ein.

In dem großen Zimmer, man hätte es dreist Passagiersalon nennen können, waren nur zwei Personen, beide mit ihrer Toilette beschäftigt. Zwei bereits gebrauchte Waschschüsseln standen auf dem Tische, auf welchem ich mir dachte, daß bald auch mein Kaffee

stehen würde; daneben lagen mehre andere nothwendige Reinigungsapparate, als ein Stück Seife, ein Kamm, ein Töpfchen Pomade rc.

Die beiden, mit ihrer körperlichen Wiederherstellung beschäftigten Personen, ließen sich durch meine Ankunft nicht im Mindesten stören. Es war ein kleiner Herr, mit wenigen blonden Haaren, deren Länge wahrscheinlich den Mangel der übrigen ersetzen sollte, einer etwas zu großen Sperbernase und langgeschnittenen freundlichen, satten Augen. Zu seiner Bequemlichkeit hatte er den Rock ausgezogen, und beschäftigte sich damit, seinen Haaren diejenige Lage zu geben, welche er für die vortheilhafteste hielt. Er legte offenbar einen großen Werth auf diesen Theil seiner Toilette, denn er führte nicht nur sehr lange einen in Makassaröl getränkten Kamm über das stark durchfrostete Terrain seiner Kopfhaut, sondern drückte auch vielmals mit beiden flachen Händen die gleich Trauerweiden herabhängenden, widerspenstigen Ueberbleibsel eines früheren guten Bestandes an den weißen, unfruchtbaren, durchschimmernden Boden. Vor dem Spiegel stand eine junge Dame, ebenfalls mit dem Flechten ihres Haares beschäftigt; sie trug einen dunkeln, wollenen Ueberrock; die obersten Haken waren, wahrscheinlich zum freieren Gebrauch der Arme, geöffnet, so daß ich, wenn ich gewollt, als ich hinter

ihr vorbeiging, einen wohlgeformten Hals und eine hübsch gerundete Schulter hätte gewahren können. Auch sie ließ sich in ihrer Beschäftigung nicht stören; ich setzte mich auf einen Stuhl am Ofen, dem Spiegel gegenüber und studirte ihr Bild in demselben. Es wurde mir schwer, irgend eine hervorragende Eigenschaft in diesen Zügen zu lesen. Sie waren wohlgeformt, man hätte sie sogar hübsch nennen können, aber wie es dahinter aussah, das stand nicht darauf geschrieben. Eine etwas niedrige Stirn, schmachtende, blaue Augen, ein niedliches Stumpfnäschen, ein unbedeutender Mund mit hübschen Zähnen und etwas zu vollen Lippen und Haare von unbestimmter Farbe, nicht blond, nicht braun — so war das Bild im Spiegel. Ihr Körper, von dem ich den Rücken sah, zeigte einen schlanken Wuchs, und war um einige Zoll länger, als der ihres Gefährten.

Die Zwanglosigkeit, mit welcher das Paar das Ordnen seines Anzugs begonnen haben mußte und noch jetzt fortsetzte, ließ mich annehmen, daß sie verheirathet seien, dennoch war ich nicht recht mit mir einig, ob sie nicht bloß eine oder mehre Nächte zusammen gereist wären. „Die Noth bricht Eisen," sagt ein altes Sprichwort, der Mensch hat nothwendige Bedürfnisse, die er befriedigen muß, und wenn er gezwungen ist, Tage und Nächte lang in einem kleinen Raume mit Andern zu-

zubringen, so kann er natürlich auf diese keine große Rücksicht nehmen, besonders wenn er überhaupt kein Freund vom Rücksichtnehmen ist. Welchem Passagier wollte man es verdenken, in Gegenwart einer nervenschwachen Dame sich des Genusses des Rauchens hinzugeben. Solche Reisende passen nicht für die Post, sie mögen sich eine andere Gelegenheit suchen, und ist dieß nicht möglich, so mögen sie sich an den Dampf von mehren gut unterhaltenen Pfeifen gewöhnen! Können sie das auch nicht, treibt sie die Noth, die Hülfe der Postgesetze anzurufen, so ist es natürlich, daß man sich für diese Anmaßung rächt und in Reden und Anspielungen das Gebiet des Anstandes schonungslos verletzt. Bezahle ich, der ich in Tuch, in Seide, in Futterzeugen u. s. w. mache, nicht eben so gut meine sechs oder acht Silbergroschen pro Meile, als diese verzärtelte Anstandsdame, und kann ich, wenn ich nicht rauchen soll, wenigstens nicht reden was ich will? Mag sie's nicht hören, kann sie thun als schliefe sie, das steht ihr frei; aber schlafen selbst soll sie auch nicht!

Ich begann leise mit dem Spiegelbilde zu kokettiren. Sie mußte mich im Spiegel auch sehen, denn oft blickten mich des Bildes Augen an, oft senkten sich verschämt seine Wimpern, und es dauerte sogar nicht lange, so hakte sie ihren Ueberrock ganz zu.

Der Kleine trat zu ihr und streichelte ihre Wangen — ich bestellte mir Kaffee.

Mit sorgsamer Eile wurden jetzt die oben gedachten Toilettenstücke beseitigt, das schlanke, schwarzäugige Mädchen reinigte in gewohnter oberflächlicher Weise den großen runden Tisch vor dem Sopha, und bald standen statt der beiden Waschbecken drei einladende Portionen des duftenden Trankes der Levante, nebst einigen überwöchentlichen Zwiebäcken darauf. Wir Drei setzten uns zum Frühstück, die Dame schenkte dem Kleinen ein und er warf den Zucker in ihre Tasse.

„Du machst es zu süß, Robert," flüsterte sie, seine Hand zurückschiebend, „ich trinke nur wenig Zucker, ach! und wie hart ist dieses Backwerk, es ist mir nicht möglich es zu zerbeißen.

„Versuchen Sie es zu erweichen, meine gnädige Frau," schaltete ich ein, und eröffnete damit die Unterhaltung, „man kommt mit Sanftmuth bei diesen Zwiebacken, glaube ich, eher zum Ziele, als mit Gewalt."

Bei der Anrede „gnädige Frau" senkten sich die Wimpern der Schönen und hoben sich wieder, um einen kurzen fragenden Blick hinübergleiten zu lassen, auch der Kleine spielte mit dem Theelöffel und blickte mit großer Aufmerksamkeit nach dem Bilde des General=

postmeisters — ich war nun überzeugt, daß sie nur mehre Nächte zusammengefahren seien.

„Sie kommen gewiß weit her, mein Herr,“ begann ich wieder, „es hat etwas sehr Unangenehmes dieses nächtliche Reisen, es ermüdet unendlich.“

„Ja wohl,“ antwortete statt seiner die Dame, und hielt dabei einen langen Blick von mir aus, ohne die Augen niederzuschlagen oder ihnen eine andere Richtung zu geben, „wir sind schon mehre Nächte durchgefahren und ich bin sehr erschöpft.“

„Sie sind aus Sachsen, dem Dialekt nach? meine Gnädigste, wenn es nicht unbescheiden ist, eine solche Frage zu thun; diese singenden, einschmeichelnden Töne, wie lieblich klingen sie in dem Munde einer jungen, hübschen Dame.“

„Sie haben es errathen, mein Herr! und gefällt Ihnen wirklich der sächsische Dialekt? Wir freilich halten ihn für den besten in Deutschland, aber wir selbst können darüber nicht urtheilen.“

„Ich würde Sie früher unterbrochen haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, dadurch die harmonischen Klänge, die ich so gern höre, und denen ich Tage lang lauschen könnte, zu zerstören.“

„Sie sind ein Schmeichler, mein Herr,“ sagte die

Dame freundlich lächelnd, ich sehe, man darf Ihnen kein Wort glauben."

„Soll ich Dir noch eine Tasse einschenken, Emma?" fragte der Kleine, „Du scheinst den Kaffee zu vergessen."

„Nein, nein, Robert, das ist mein Geschäft, hast Du ausgetrunken? So — noch etwas Milch? nicht? Die Männer trinken selten viel Milch," setzte sie lächelnd hinzu, als Robert verneint hatte.

„Von so schöner Hand kredenzt," bemerkte ich, „muß der Kaffee in jeder Form vorzüglich schmecken." Dabei leerte ich die letzten Tropfen meiner Tasse und stellte sie hin, ohne mir einzuschenken.

„Wenn der schlechte Kaffee dadurch verbessert werden kann, so erlauben Sie mir, Ihre Tasse zu füllen," sagte die Schöne verbindlich.

„O! Sie sind zu gütig," erwiederte ich, meine Tasse reichend.

„Als sie mir einschenkte, brachte der Zufall einen Theil ihrer Hand mit der meinigen, welche die Tasse heilt, zusammen. Diese Berührung dauerte so lange, bis die Schaale anfing überzulaufen.

„Ach, wie ungeschickt! Entschuldigen Sie, mein Herr," rief Emma, und ließ in der Bestürzung ihr Schnupftuch fallen.

„Schnell bückte ich mich, und drückte, als ich es

zurückgab, ihre Hand. Die Eigenthümerin schien nichts zu bemerken, sie blieb freundlich und liebenswürdig, wie bisher.

„Mit welcher Post, wenn ich fragen darf, werden Sie den hiesigen Ort wieder verlassen," bemerkte ich, denn die Ankunft von zwei starkgebrauchten Personenwagen stand in wenigen Minuten zu erwarten.

„Wir werden nicht mit der Post weiter fahren," erwiederte der Kleine, sich einigermaßen in die Brust werfend., wir reisen nach W., dahin geht die Post erst Morgen früh ab, wir wollen deßhalb Extrapost nehmen."

„Die Post nach W. geht erst Morgen früh?" rief ich mit erkünstelter Bestürzung, „ei, das ist ja sehr unangenehm, und ich will nach W. und habe hier keine Geschäfte."

„So!" sagte der Kleine gleichgültig, und steckte ein Stück Zwieback in den Mund, Emma blickte mich lang an, und dann ihren Begleiter — sie schien offenbar nicht recht zu einem Entschlusse kommen zu können, oder es wurde ihr schwer, die Initiative zu ergreifen.

„Wenn ich wüßte, daß es Ihnen nicht unangenehm wäre," fuhr ich daher fort, „so könnten wir die Reise gemeinschaftlich machen; ich begnüge mich sehr gern mit einem Rücksitz," setzte ich mit einem resignirenden Blick auf Emma hinzu, der ihr sagen sollte, zu welchen Opfern ich ihretwegen mich zu entschließen bereit wäre.

Sie schien mich auch zu verstehen, und ein freundliches, unmerkliches Nicken ihres Kopfes wurde mein Lohn.

„So schmeichelhaft es für uns sein würde,“ begann indeß der Kleine, der offenbar durch meinen Vorschlag in eine sehr unangenehme Laune zu gerathen schien, „in Ihrer Gesellschaft zu reisen, so müssen wir doch darauf Verzicht leisten — wir haben so viel Gepäck und werden uns außerdem in P. noch einige Stunden aufhalten.“ —

„Das ließe sich doch vielleicht beseitigen,“ bemerkte ich rasch, „wir nehmen einen Wagen mit einem Gepäckkasten, ich selbst habe nichts bei mir, und außerdem in P. ebenfalls ein kleines Geschäft, so daß mir der Aufenthalt daselbst sehr willkommen ist.“

„Unter diesen Umständen wird es uns freuen, wenn Sie uns begleiten wollen,“ erwiederte Emma verbindlich, ohne die Antwort ihres Robert erst abzuwarten.

Dieser schien dadurch sehr verstimmt, er stand auf, und als er den Rücken wandte, eilte ich, der Dame meinen Dank durch einen Händedruck und einen möglichst zärtlichen Blick abzustatten. Diese stumme Huldigung wurde in gleicher Weise erwiedert, und ich blickte nun, nicht mit Hohn, wie man vielleicht erwartet hat, sondern mit Theilnahme auf den Kleinen, der mit großen Schritten das Zimmer maß. Seine Pläne, oder

sein Glück so plötzlich durch einen ganz Unberufenen, der nicht einmal einen Reisekoffer besaß, durchkreuzt zu sehen! Es war wohl ein Ereigniß, einen Menschen zum Nachdenken und zum Zweifeln an die Vorsehung zu bringen.

„Laß die Schmerzen nicht zu heftig in Dir toben, armer, bedrängter, kleiner Dulder," dachte ich, indem ich jetzt meine Blicke zwischen ihm und seiner Emma theilte, wovon, wegen des stets wechselnden Ausdrucks, den ich ihnen geben mußte, mir jedoch bald die Augen weh thaten, „trage Dein Geschick wie ein Mann, wenn Du auch kein großer bist, auch in einem kleinen Körper kann eine große Seele wohnen, presse die lange, magere Hand auf Dein im Weh gekränkter Liebe aufzuckendes Herz — es ist zudem vielleicht Alles nur eine Prüfung! Besonders laß die Wuth nicht Meister über Dich werden, denn ich bin ein Freund von Händeln und ein vorzüglicher Pistolenschütz. Ich erschösse meinen besten Freund, wenn er mich beleidigt hätte — und auch Dich, Robert! Darum trage Deinen Schmerz, armer, bedrängter, kleiner Dulder!"

Meine Phantasien wurden durch die Signale der beiden, zu gleicher Zeit ankommenden Personenposten unterbrochen. Personenpost heißt eine Post, in welcher Personen etwas wohlfeiler und langsamer als in den

Schnellposten befördert werden; obgleich jetzt alle Posten fahren, giebt es doch besondere Fahrposten, die häufig theurer als die Personen=, ja selbst als die Schnellposten sind, so daß es schwer wird, den eigentlichen Begriff dieser verschiedenartigen Posten in Beziehung auf das betheiligte Publikum festzustellen; nur so viel ist sicher, daß man in der Personenpost am seltensten Personen von feinen Sitten trifft, weßhalb im Innern eines Personenwagens in der Regel auch ein bei weitem freierer und langweiligerer Ton herrscht, als in den aristokratischen Schnellposten. Der dritte Stand wird durch die Fahrposten repräsentirt, es ist darin gewöhnlich sehr komfortabel, man hat Zeit sich in den Orten die man berührt, umzusehen, man wird nicht genöthigt, heiße Speisen rasch zu verschlingen und den Braten mit dem Geldbeutel in der Hand nur flüchtig zu betrachten, man hat ferner hinreichenden Platz zum Sitzen und zum Schlafen, also Alles, was man nur wünschen kann.

Die beiden Personenwagen führten, wie ein Paar gerüstete Fregatten, einige leichte Fahrzeuge, sogenannte Beiwagen, mit sich. Welch' eine Flut von Menschen entströmte ihren Räumen!

Das geräumige Passagierzimmer war bald damit angefüllt und zeigte die verschiedenartigsten Kostüme.

Vorzüglich waren es Schlafröcke aller Farben und Schnitte, die sich, zum Theil schmierig und voller Falten, eng und weit um die Körper der Reisenden schmiegten. Das gros der eintretenden Gesellschaft bildeten sechs bis acht commis voyageurs, die laut redend im Zimmer umherliefen, verschiedene Dinge zu gleicher Zeit verlangten und dabei über die schlechte Bedienung ihre Ansicht freimüthig aussprachen.

Als Seitencorps war ein Flug Fähndriche anzusehen, die sich mehr in den Grenzen des militärischen Anstandes bewegten, weil sie offenbar daran dachten, daß sie bald als Lieutenants diesen vollständig zu repräsentiren haben würden. Außer einigen unbestimmten Personen gehörte noch eine Dame zu dieser Passagiermasse, die mir wie eine kleine Ohreule unter den Raubvögeln vorkam. Sie sah etwas schmerzenreich und ermattet aus; was mußte die Arme in der Personenpost gelitten haben! Aber ein mächtiger Schild beschützte ihre Tugend — sie war alt und häßlich, dabei aber offenbar bemüht, zu gefallen.

Das Toben nach Waschwasser, Kaffee, Rum 2c. wurde immer heftiger, und doch zeigte sich Niemand, der bereit gewesen wäre, diesen Wünschen zu entsprechen.

„Giebt es denn in diesem Neste kein Beschwerdebuch?" rief einer der jungen hoffnungsvollen Jünger Merkurs,

ein kleiner, magerer Jüngling, mit blonden, starkgekräuselten Locken und großen, ungewöhnlich aus seinem sonst stets freundlichen Gesichte herausquellenden Kalbsaugen — „es muß in jeder Passagierstube ein Beschwerdebuch sein! Geben Sie mir nicht Recht, Herr Schulz?"

„Sie haben immer Recht, Herr Simons, ich habe es noch nie erlebt, daß Sie Unrecht hätten."

„Was diese Musterreiter für einen Skandal anfangen," sagte in halblautem Tone einer der Fähndriche zu seinen Gefährten, „ich bitte Dich, betrachte diesen kleinen Kerl, seine Beine sind ein Paar regelmäßige Zirkelabschnitte, und wie ihm die Arme am Leibe hängen! Auf Ehre, die Arme sind ihm verwechselt, der rechte sitzt ihm in der linken Schulter und der linke in der rechten, sieh nur! er hat die Daumen auswärts stehen."

„Quäle Dich nicht in so langen Entwickelungen," erwiederte der Andere trocken, der ganze Kerl ist eine Mißgeburt."

„Ah!" — ertönte es endlich im Chor, als das schlanke, schwarzäugige Mädchen in das Zimmer trat. Sie schien in dieser Art der Bedienung sehr bewandert, brachte bereits einige schnellvergriffene Waschapparate

mit und hörte die vielen und verschiedenartigen Wünsche freundlich lächelnd an.

„Haben Sie guten Rum, mein schönes Kind?“ — „„O ja!““ — „Bringen Sie mir ein Glas, — mir auch, — mir Kaffee, — mir einen Bittern und ein Paar Eier, — Butter, — Brod, — Kaffee und wieder Kaffee“ — das waren so ungefähr die Forderungen. Als die Schwarzäugige das Zimmer verlassen wollte, eilte der Kalbsäugige ihr nach und flüsterte, indem er ihre Hand zu ergreifen sich bemühte: „Bringen Sie mir auch einen Bittern und ein Butterbrod, Sie Blume von C.“ Das Mädchen antwortete nicht und ging hinaus, der Kalbsäugige aber trat mit der Miene des Siegers zu seinen Gefährten und bemerkte mit einer gewissen triumphirenden Sicherheit: „Ein niedliches Mädel das, hübsch gewachsen — und sie versteht es, einen gut angebrachten Händedruck zu erwiedern.“

„Wer könnte Ihnen widerstehen, Herr Simons, giebt es ein Schenkmädchen, das Ihnen widerstanden hätte?“

„Sie wollen einen Witz machen, dazu ist es noch zu früh am Tage, warten Sie, bis Sie Ihren Bittern genossen. War das nicht gut gegeben, Herr Schulz?“

„O, vortrefflich!“ lachten Alle.

Nun erschienen Ladungen mit Kaffee und den sonst geforderten Stärkungsmitteln, das Getöse nahm immer mehr überhand, es war schwer, irgend eine vernünftige Beobachtung zu machen. Ich war an's Fenster getreten und blickte in den schmutzigen großen Posthof hinab, wo man mit dem Auspacken und Abspannen der Wagen beschäftigt war.

Emma war in meiner Nähe an den Spiegel getreten und beschäftigte sich, einige von ihren Kleinigkeiten, welche noch auf dem Pfeilertische lagen, zusammen zu suchen; der Kleine trat hinzu und neigte seinen Kopf zu ihr, der Gebückten, sie spielte leise und unmerklich mit seinem Backenbarte, und blickte dabei verschämt und lächelnd zu mir herüber. Der Kleine hatte die Augen niedergeschlagen und schien von den süßesten Gefühlen durchbebt.

Inzwischen war den ersten Anforderungen des Magens genügt und die Unterhaltung wurde wieder lebhafter.

„Wie steht es mit Deiner Kasse?" bemerkte einer der Fähndriche, „bei mir wird's bald Ebbe sein, aber ein Glas Rum ist mir durchaus nöthig, mein Magen ist seit dem gestrigen Abendessen noch immer melancholisch."

„Schlecht, schlecht Bruder Herz, es ist auf Ehre eine ganz unpraktische Einrichtung, daß keine Postfreipässe mit Verpflegung gegeben werden — da kommt das Mädel, bring' mir ein Glas Rum, aber nicht ein solch' großes Gefäß, wie die Herren da drüben genießen, mein hübsches, schwarzäugiges Kind. Hat's hier viele so hübsche Mädchen, wie Du bist?"

„Sie müssen sich 'mal umsehen — o! lassen Sie das, mein Herr," sagte sie, ohne ihre freundliche Miene zu verlieren.

„Das ist eine Wetterhexe! aber wie steht's mit der Bezahlung, Lavagna! Hast Du noch Geld, oder haben wir keins mehr?"

„Was kümmert mich der Tand," erwiederte der Andere, „gieb mir Deinen Rath, soll ich ein Pfund meiner Diamanten verkaufen? Was thu' ich mit dem Quark, vor Allem geniren mich die schweren Sporn, man sieht die edlen Steine doch nicht, besonders in hiesiger Gegend, wo ein so klassischer Schmutz heimisch ist."

„Handle nach Deinem hohen Ermessen, Du weißt, ich bin kein Freund von übertriebenem Luxus, aber vor Allem sieh' zu, ich bitte Dich, wie es mit der Kasse steht."

„Wir führen noch dreiundzwanzig Silbergroschen, mein Freund, und dürfen ein Glas Rum zur Stärkung des Magens nicht vorübergehen lassen. Ach! da ist ja unsere Julia! Heißt Du Julia, Wonne meiner Augen? O! sieh' mich nicht so an! Was begehren diese Blicke?“

„Der Herr hat eine Portion Kaffee und ein Glas Rum, das macht sieben Silbergroschen.“

„Nur das elende Geld ist es, worauf Du sinnst? — und zudem ist es höllisch theuer, mein Kind, für eine Portion Kaffee und solch' Duodezglas braunen Schnaps!“

Der Schluß der Unterhaltung entging mir durch den Eintritt dreier Schirrmeister, bei den Schnellposten Konduktörs genannt, die mit dem Aufladen ihrer Wagen fertig, jetzt ebenfalls zu Frühstücken begehrten.

Der Eine war ein kleiner, magerer, pockennarbiger Mann, von dem wahren Schirrmeisterschnitt, der Zweite von gewöhnlichem Mittelschlag, und der Dritte ein wahrer Fleischkoloß, der von einer umsichtigen Postverwaltung niemals hätte zu einem solchen Posten befördert werden dürfen. Die Plätze in den Kabriolets haben dadurch, daß die Postillone nicht mehr reiten, sondern mit den hinteren Zipfeln ihrer Uniformen unmittelbar den Schirm unserer Reisemütze berühren, sehr an An=

nehmlichkeit verloren; setzt sich nun in den ohnehin nicht sehr weiten Raum ein Schirrmeister, dessen Gewicht alle zwei Monate regelmäßig die linke vordere Feder des Wagens zerbricht, so kann man in solch' einem Kabriolet, sofern man die Ehre hat, in der Mitte zu sitzen, weder sehen noch sich bewegen, sondern befindet sich recht eigentlich zwischen lebenden Poststücken eingezwängt. Das Uebergewicht, welches der kolossale Konduktör stets bei sich führte, schien indeß von seinen Kollegen anerkannt zu werden; er nahm die zuerst erscheinende Portion Kaffee für sich in Beschlag und führte fast selbstständig die Unterhaltung.

„Der Makovsky hat schon wieder ein Packet vergessen," sagte er in der gleichgültigen Weise eines Mannes, der in solchen Dingen über den Wässern schwebt.

„O, Du Gütiger!" rief der Magere.

„Wo denn?" bemerkte der Mittelschlägige.

„In N., vier Pfund acht Loth schwer, gezeichnet H. v. R., nach Breslau."

„O, Du Grausamer!" rief der Magere wieder.

„Es ist jetzt in vierzehn Tagen das dritte Mal," fuhr der Kolossale fort.

„O, Du Gütiger," schaltete der Magere wieder ein.

„Und was er auf der letzten Reise nicht mitgebracht, ist noch nicht wieder da.“

„O, Du Grausamer!“

„Er wird es ersetzen müssen, das kann was kosten.“

„O, Du Gütiger!“

„Zwei Pfund vierzehn Loth, in schwarz Wachstuch, gezeichnet F. S., Nr. 10, nach Liegnitz, enthaltend: „Sachen ohne Werth.“

„Das ist nun noch ein Glück,“ sagte der Mittelschlägige, und

„O, Du Grausamer!“ wieder der Magere.

Der Kleine war hinausgegangen, wahrscheinlich um Pferde zu bestellen. Ich eilte, diesen Fehler zu benutzen.

„Emma!“ flüsterte ich der Schönen zu, war es auch nicht unbescheiden von mir, daß ich mich in Ihre Gesellschaft drängte? O, verzeihen Sie mir, wenn ich dem Zuge meines Herzens folgend, die kalten Formen der Konvenienz verletzt habe!“

„O, Du Grausamer!“ sagte in diesem Augenblick wieder der Magere.

„Schlage Deine schönen Augen nicht nieder, holde Emma, nur wenn Dein Wunsch dem meinigen begegnet, werde ich eine Fahrt unternehmen, deren Ziel,

wie mir die ahnende Seele sagt, ein unendliches Glück, oder die kalte tödtende Verzweiflung sein muß. Sprich, Emma, sprich, ich beschwöre Dich!"

„Hast Du kein Wort für mich?" fuhr ich fort, als sie mit niedergeschlagenen Augen schweigend, lächelnd vor mir stand. Warum zerrupfst Du die beneidenswerthen Fransen Deines Umschlagetuchs? Du verfährst in gleicher Weise mit meinem Herzen."

„O, o! Du Gütiger!" hörte ich den Mageren wieder rufen.

„So werde ich bleiben," fuhr ich fort, „denn es ist nur Deine Absicht, mich in den Extrapostwagen zu locken, um mich an Deinen Triumphwagen zu fesseln! Noch ist es Zeit, noch könnte ich, wie ich wollte! Noch kann ich den Stachel Deines unendlichen Liebreizes aus meinem Herzen reißen, wenn auch ein Theil davon an dem Widerhaken sich verblutet. So lebe denn wohl, holdes, schönes, grausames Wesen — mich wirst Du niemals wieder sehen."

„Sie wollen nicht mit uns fahren?" rief mir Emma nach, „ich hatte mich so darauf gefreut." — —

„Ich that aber, als hörte ich diese Worte nicht. „Kommen Sie, Grausamer, Gütiger," redete ich den mageren Schirrmeister an, „ich glaube, unsere Uhr ist abgelaufen. — Hören Sie, der Schwager bläst."

„Meine Herren! wenn's gefällig ist, nach B.“

Ich wollte mit einem Blicke der Verzweiflung auf Emma das Zimmer verlassen, als mir die Schwarzäugige in den Weg trat.

„Der Kaffee kostet sechs Silbergroschen, mein Herr!“

„Hier, hier, schöne Dirne!“ sagte ich und eilte hinaus.

„Ich bin Ihre Dirne nicht,“ rief mir das Schenkmädchen, jetzt zum ersten Male beleidigt, nach. Der Kleine begegnete mir auf der Treppe.

„Haben Sie Pferde bestellt, mein Herr?“ fragte ich ihn melancholisch.

„Es sind für jetzt keine zu haben,“ erwiederte er kurz, wir werden deßhalb heute hier bleiben.“

„So wünsche ich Ihnen recht viel Vergnügen, und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, denn ich fahre mit der Post nach B.“

„Wirklich?“ sagte der Kleine verwundert.

„Wirklich!“ antwortete ich, und sprang die noch fehlenden Stufen hinab.

Als ich einstieg, lag Emma oben im Fenster und winkte unmerklich mit dem Schnupftuch, das zufriedene Gesicht des Kleinen lächelte über ihre Schulter.

Zwei Fähndriche, worunter der Diamantenhändler, zwei Handlungsgesellen, wovon einer der Kalbsäugige, und die stille Dame — das war meine Reisegesellschaft — der Postillon blies, und hinter mir lag C. nebst seiner geräumigen Passagierstube! —

Druck von J. Webel in Zeitz.

Im gleichen Verlage erschienen ferner nachstehende gute Original=Romane:

Gustav vom See, Egon. 3 Thle.

—— Aus dem Leben.

—— Rancé. 3 Thle.

Ueber das letztere Werk äußern sich die Blätter für literar. Unterhaltung in einer Kritik, wie folgt:

„Die Geschichte des außergewöhnlichen Mannes, dessen inneres Leben ich in dem nachstehenden Roman zu schildern versucht habe, bietet reichlichen Stoff, um in dem Bilde eines Einzelnen die Leidenschaften, Tugenden und Fehler darzustellen, welche das menschliche Herz bewegen und die unsichtbar schaffenden Kräfte der in die äußere Erscheinung tretenden Handlungen sind. Die verschiedenartigen daraus entstehenden Beziehungen richtig und wahr zu zeichnen, und auf diese Weise Charaktere hinzustellen, welche interessant und würdig genug sind, um im poetischen Gewande gleichsam als Vertreter der Menschheit dazustehen, das scheint mir die Aufgabe des Romanes zu sein. Die Begebenheiten müssen entweder als nothwendige Folgen der Eigenschaften derer, welche geschildert werden, erscheinen, oder dazu dienen, durch sie und in ihnen jene Eigenschaften hervortreten zu lassen. Der Unterschied zwischen einem geschichtlichen und einem andern Romane ist daher ein geringer, und kann nur darin bestehen, daß die Zeit der Handlung in jenem der Vergangenheit, in diesem der Gegenwart angehört. Daß im ersteren Falle jene Zeit, so viel es nöthig ist treu und richtig geschildert werden muß, ist eine nothwendige Folge ebenso wie im andern Falle die richtige Schilderung der Gegenwart. Mag der Stoff des Romans der Geschichte angehören oder nicht, die Aufgabe bleibt immer die Schilderung des innern Seelenlebens der handelnden Personen, die Darstellung der Eigenschaften des

menschlichen Herzens in seinen unendlichen Beziehungen zu sich selbst, zu Andern, zu der Welt oder zu dem höchsten Wesen. Er ist ein unerschöpflicher Quell, der nie versiegt und nun dieselbe Wasserwelle hervorbringt, ein Kaleidoskop, in welchem die buntesten aber stets veränderten Bilder sich zeigen."

Die Aufgabe, welcher der Verf. in der hier angegebenen Vorrede sich stellt, hat er würdig gelöst. Er hat Rancé weder als Carricatur eines Heiligen, noch als den gemeinen Wüstling, wozu ihn die verschiedenen Versionen der Geschichte stempeln, dargestellt; Rancé bleibt jedoch immer der außerordentliche Mensch, sowohl in seinen frühern Verirrungen, als später als Abt von La Trappe. Es ist der Rancé, den Chateaubriand in seinem kürzlich erschienenen Werke schildert, nur mit dem Unterschiede, daß das Verhältniß zu Marie von Montbayon, welches Chateaubriand in Zweifel hüllt, als ein ganz entschiedenes Liebesverhältniß ausgesprochen wird. Der Roman ist äußerst geschickt dem Stoff angepaßt, die handelnden Personen desselben der Zeit angemessen gehalten, die Nebenfiguren mit Aufmerksamkeit behandelt, es ist an diesem Roman nichts vernachlässigt, und wenn man dem Autor einen Vorwurf machen könnte, so wäre es der, daß er oft Unbedeutendes mit zu viel Raum und Zeitaufwand ausarbeitete.

Penseroso, Die Engländer auf dem Rhein. 3 Thle.

M. Norden, Ilmhorst. Ein Gemälde aus Hamburgs Vorzeit. 3 Thle.

Louise Otto, Schloß und Fabrik. 3 Thle.

W. Lorenz, Friedrichs II. einzige Liebe.

St. Nelly, Lucilie. 2 Thle.

Leipzig 1846.

A. Wienbrack.

de la Ha

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vom See, Gustav,

Rheinische Novellen von Gustav vom See [d.i. Gustav v. Struensee]

Leipzig 1847

P.o.germ. 1427 fn
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120969-1